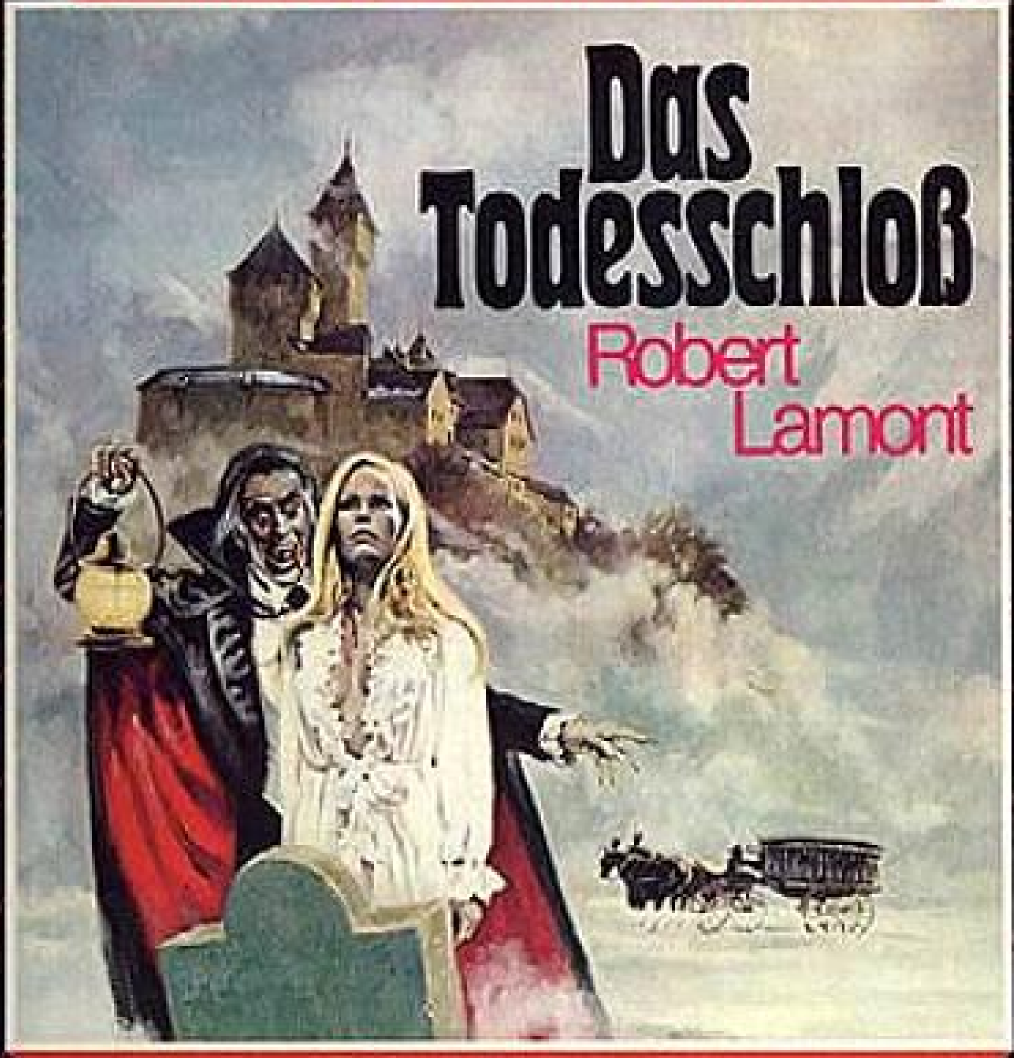
1.20 DM / Band 11

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Fr 1.50



Das Todesschloß

Professor Zamorra Nr. 11

von Franc Helgath

erschienen am 19.11.1974

Das Todesschloß

Die Morgendämmerung lag wie eine dicke Qualle über dem Schilf. Nebelschwaden krochen geisterhaften Gebilden gleich über das hügelige Moorland.

Grünliches Zwielicht brach durch die niedrig hängenden Wolken und überschwemmte das dunkle Sumpfgebiet um Exmoor Castle mit unwirklichem Schein.

Langsam erwachte die Tierwelt. Eine Rohrdrossel hämmerte das schrille Stakkato ihres Schreis in den beginnenden Tag.

Gordon Maxwell hatte weder Auge noch Ohr für die gespenstische Atmosphäre. Er war daran gewöhnt.

Seit Jahren fischte er den träge dahinfließenden Schloßgraben von Exmoor Castle ab, wie es auch schon sein Großvater und sein Vater den ihnen gewährten Rechten nach getan hatten.

Das Schloß des Earl of Blakeborne lag noch im Dunst. Schemenhaft hob es sich über den Horizont, ein grauer Fleck in der grüngrauen Dämmerung. Die Hechte standen gut an diesem Morgen. Gordon Maxwell hatte schon drei Prachtexemplare gefangen und ihnen die Köpfe zerschlagen. Jetzt wollte er sein Glück in der Nähe der abgerissenen Zugbrücke versuchen. Er brach durch das Schilf. Brackiges Wasser schlug schmatzend über den Rand seiner hohen Schaftstiefel.

Um ein Haar wäre er über die Leiche gestolpert!

Sie war in ein gelbes Kleid aus schimmerndem Stoff gehüllt und trieb mit dem Gesicht nach unten und mit ausgestreckten Armen im Wasser. Die schwarzen Haare schwammen wie ein ausgebreiteter dunkler Fächer auf dem reglosen Wasser.

Gordon Maxwell trat unwillkürlich zurück. Er hatte schon oft Wasserleichen gesehen. Erst im vergangenen Jahr hatte er unweit dieser Stelle den Sohn des Dorfschmiedes aus dem Schloßgraben gezogen. Er war beim Spielen ertrunken. Und wieder ein Jahr vorher war Mary Greenwood, eine Bedienstete des Schlosses, hier ins Wasser gegangen. Sie hatte es nicht verwinden können, daß ihr Geliebter sie hatte sitzenlassen. Daß sie ins Wasser gehen wollte, hatte sie in einem Abschiedsbrief hinterlassen, doch ihre Leiche wurde nie gefunden.

War sie es, die auf dem Wasser trieb?

Gordon Maxwell schüttelte den Kopf. Mary Greenwood war rothaarig gewesen, und diese Frau hatte schwarzes Haar. Der Fischer griff zu. Das Fleisch saß noch fest an den Oberarmen. Lange konnte die Leiche nicht im Wasser gelegen haben. Maxwell zog die Frau ans Ufer. Wie ein Stück Treibholz ließ die Leiche sich bewegen. Dann hatte Maxwell es geschafft.

Immer noch lag die Frau mit dem Gesicht nach unten im nassen Schilf. Maxwell drehte sie herum.

Der Mann schrie erschrocken auf und taumelte einige Schritte zurück. Das Entsetzen schnürte ihm mit kalter Faust die Kehle ab. In der Brust der Toten steckte ein Dolch.

Er war nicht aus dieser Zeit. Kein Juwelier würde heute noch den Knauf eines Messers in dieser Weise ausstaffieren. Der lodernde Glanz von dunklen Rubinen und Smaragden lag eingebettet in Ornamente aus Gold und Silber. Den Abschluß des Knaufes bildete ein taubeneigroßer Granat, dessen unzählige Facetten wie Diamantensplitter glitzerten.

Doch nicht die Waffe war es, die Maxwells Blut in den Adern gefrieren ließ, die ihm das Entsetzen prasselnd wie Hagelschauer den Rücken hinunterpeitschte. Es war das Mädchen selbst.

Maxwell kannte Gladys gut, das Mädchen von Ernest Earl of Blakeborne. Sie war immer freundlich und aufgeweckt gewesen, wenn

er der Vereinbarung nach zwanzig Prozent von seinem jeweiligen Fang in Exmoor Castle abgeliefert hatte. Gladys war bei allen beliebt gewesen.

Und jetzt lag sie bleich und tot im nassen Schilf am Ufer des Schloßgrabens. Ihre Augen waren wie im friedlichen Schlummer geschlossen.

Dann kroch eisige Kälte über die wettergegerbte Haut des Fischers. Schnell schlug er das Kreuzzeichen vor seiner breiten Brust, doch das Unfaßbare – es nahm seinen Lauf.

Die Augenlider der Toten vibrierten.

Unmerklich zuerst, dann immer deutlicher. Schließlich schlug sie die Augen ganz auf. Sie blieben gebrochen, stumpf und tot.

Die weißen Lippen der Toten zuckten, öffneten sich zu einem schmalen Spalt, bewegten sich.

Ihre Stimme kam wie aus fernen Ewigkeiten, ein zaghaftes, hallendes Flüstern nur. Und trotzdem verstand Gordon Maxwell jedes einzelne Wort.

Er hätte aufschreien mögen und davonlaufen, doch seine Beine versagten ihm den Dienst. Er stand wie festgenagelt.

»In drei Tagen kommt der Henker…«

Das war alles, doch Maxwell erschien es, als hätten diese wenigen Sekunden Stunden gedauert. Er erwachte erst aus seiner Starre, als die Augen sich wieder geschlossen und die weißen Lippen sich wieder fest aufeinandergelegt hatten.

Doch dann gab es für Gordon Maxwell kein Halten mehr. Er schleuderte die Fische in hohem Bogen von sich und brach wie ein weidwund geschossenes Tier durch die niederen Ginsterbüsche, die den Platz an der alten Zugbrücke von der Straße trennten. Das Grauen saß ihm wie eine schwere Last im Nacken, biß sich fest wie eine giftspeiende Tarantel, trieb ihn vorwärts über den ausgewaschenen Weg auf sein Dorf zu.

Erst auf den letzten Metern zügelte er sein Tempo etwas. Aus Kaminen stieg Rauch auf, die hellen Quadrate von Fenstern drangen mit anheimelnd warmem Schein durch das dumpfe Zwielicht, kündeten davon, daß Menschen in der Nähe waren, lebendige Menschen mit ihren kleinen und großen Sorgen.

Gordon Maxwell blieb stehen. Seine Lungen pfiffen wie die Lokomotive der kleinen Lokalbahn an einer Steigung, die Halsschlagadern pochten im Rhythmus des aufgewühlten Blutes. Nur langsam gewann Gordon Maxwell seine Fassung zurück.

Zuerst mußte er den Bürgermeister informieren und dann Lionel Goldwater, den Dorfpolizisten. Auf dem Wege zum Hause Jack Hills, des Bürgermeisters, wurde ihm zur stillen Gewißheit, daß er nichts davon sagen würde, daß die Tote geredet hatte. Zu unglaublich war,

was ihm widerfahren war. Niemand würde es ihm glauben.

Hatte die Tote wirklich gesprochen? Oder hatte er dieses Erlebnis nur dem Schock zuzuschreiben, der ihn wie ein Hammerschlag getroffen hatte, als er Gladys of Blakeborne mit einem Dolch im Herzen im brackigen Wasser gefunden hatte, inmitten der unwirklichen Landschaft um Exmoor Castle, durchwirbelt von Nebelzungen, die wie kalte Flammen an Büschen und Bäumen leckten?

Gordon Maxwell schüttelte den Kopf. Nein! Er würde nichts sagen!

Kräftig und laut pochte er gegen die Tür des Hauses, in dem Jack Hill wohnte.

Es dauerte eine Weile, bis geöffnet wurde.

Klara, die Frau des Bürgermeisters, stand im Morgenmantel vor dem Fischer. »Gordon? Du bist es? Was willst du so früh am Morgen?«

»Ich muß unbedingt Jack sprechen. Es ist was Furchtbares passiert. Die Kleine vom Earl of Blakeborne – sie liegt mit durchstochener Brust draußen im Moor!«

»Gladys? Mein Gott! Das darf es doch nicht geben!«

»Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Es ist wahr. Ist Jack schon wach?«

»Nein. Aber ich wecke ihn sofort. Warte hier. Er ist in einer Minute fertig.«

Klara Hill bewegte ihre Körperfülle mit watschelndem Gang in das Halbdunkel des Flures zurück. Die Treppe knarrte, als sie zum Schlafraum im ersten Stock hinaufstieg. Maxwell hörte ihre – gemessen an ihrer Figur – viel zu hohe Stimme bis herunter. Dazwischen mischte sich das brummige Organ des Bürgermeisters.

Es dauerte zwei Minuten, bis Hill schnaubend den Eingang erreichte. Mit einer Hand schlenzte er noch den Hosenträger auf die Schultern.

»Was sagst du, Gladys ist tot?«

Maxwell nickte.

»Ich habe ihre Leiche an Land gezogen und alles so gelassen, wie es war.«

»Warst du schon im Schloß?«

»N-nein. Ich war nicht dort. Ich bin einfach davongerannt. Sofort hierher.«

Jack Hill brummte etwas, das sowohl Zustimmung als auch Ablehnung bedeuten konnte. »Jedenfalls werden wir sofort Lionel Goldwater holen«, sagte er dann deutlich.

Vom Nagel hinter der Tür holte er sich noch seine Jacke, und dann stapften die beiden los. Sie achteten nicht auf die wenigen Männer, die sich zu dieser frühen Stunde bereits in die nasse Kälte hinauswagen mußten, doch der Bus nach Ilfracombe, wo sie in den Kutterwerften arbeiteten, ging schon um sechs Uhr ab von der Hauptstraße, neben der sich etwas abgelegen Exmoor Village

zwischen zwei niederen Hügelketten ausbreitete.

Die Arbeiter und die beiden Männer hatten denselben Weg. Das schmalbrüstige graublaue Häuschen, in dem die Polizeistation untergebracht war und in dem auch Lionel Goldwater mit seiner Frau und seiner dürren Tochter lebte, stand am Ortsrand von Exmoor Village. Als eines der wenigen Häuser im Dorf hatte es einen Klingelknopf.

Jack Hill drückte ihn, bis ein Rumoren im Haus ihm sagte, daß er seine Bewohner wachgeläutet hatte. Lionel Goldwater öffnete selbst.

Er war dünn wie ein Strich in der Gegend. Hohlwangig und ungesund gelb im Gesicht, war er ein lebendes Mahnmal dafür, daß Seine Majestät englische Dorfpolizisten viel zu schlecht entlohnte. Lionel Goldwater war Jude, und er strafte mit seinem Aussehen all jene Lügen, die behaupten, gerade ihre jüdischen Mitbürger wären besonders geschäftstüchtig.

Lionel Goldwater rieb sich noch den Schlaf aus den Augen.

»Zieh dich schnell an, Lionel«, drängte der Bürgermeister. »Gordon hat im Schloßgraben eine Leiche gefunden. Er sagt, es wäre Gladys.«

»Gladys vom Schloß…?«

Lionel Goldwater wurde noch gelber im Gesicht.

»Die Tochter vom Earl?«

»Mit einem Messer in der Brust«, sagte Jack Hill.

Der Polizist fuhr ruckartig hoch. »Sofort!« krächzte er, seiner Stimme kaum noch mächtig. »Sofort!«

Er fuhr herum. Das Hemd hing ihm noch aus den Hosen, als er wiederkam. Das Koppel schlotterte um seine schmalen Hüften, und auf den Kopf hatte er seinen schwarzen Helm gesetzt. Man verlor keine weiteren Worte mehr. Gordon Maxwell führte die kleine Truppe an. Im Laufschritt rannten sie durch das Dorf, durch die Reihen der Werftarbeiter, die stehenblieben und ihnen verwundert nachschauten.

Gordon Maxwell, Jack Hill und Lionel Goldwater verlangsamten ihren Schritt auch nicht, als sie das Dorf schon weit hinter sich gelassen hatten und der Fischer von der Straße abbog. Es war nicht mehr weit zum Platz mit der Leiche.

Der Fischer war die letzten Meter vorausgelaufen und hielt an.

»Hier müßte es sein«, sagte er und deutete auf den sumpfigen Boden im Schilfgras. Er war eingedrückt, als hätte noch vor kurzem ein schwerer Körper hier gelegen.

»Ich sehe nichts«, sagte Jack Hill.

»Ich auch nicht«, meinte Lionel Goldwater.

»Aber sie war hier!« sagte Gordon Maxwell. »Sie kann nicht abgetrieben worden sein. Hier auf diesen Platz habe ich die Leiche gezogen. Ich…«

Jack Hill schaute den Fischer von unten herauf an. »Warst du nicht

gestern abend im Pub?«

»Ja, verdammt noch mal! Ich war in der Kneipe, und ich habe auch einen über den Durst getrunken. Aber Gladys lag hier, so wahr ich Gordon Maxwell heiße!«

Auch Lionel Goldwater musterte den Fischer. Maxwell war bekannt dafür, daß er des öfteren mehr in sich hineinschüttete, als er vertragen konnte.

»Du siehst schon weiße Mäuse, Gordon. Hier ist keine Leiche.«

»Das sehe ich selbst. Aber sie war hier. Das kann ich beschwören!«

Jack Hill, der Bürgermeister, wandte sich ab. »Laß es, Lionel. Wir haben uns umsonst aus den Federn jagen lassen. Weißt du noch, wie Gordon das ganze Dorf rebellisch machte und behauptete, das Pub würde brennen?«

Lionel Goldwater verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln.

»Damals hat er mich dazu gebracht, daß ich die Feuerwehr von Ilfracombe alarmierte. Und was war, als die Feuerwehr eintraf? Die Pfadfinder hatten im Dorf einen Fackelzug veranstaltet!«

»Mach das nie wieder, Gordon«, sagte Jack Hill brummend. »Irgendwann überspannst du den Bogen mal. Sauf nicht soviel und laß anständige Leute in Ruhe ausschlafen.«

»Aber wenn sie doch hier war!« Gordon Maxwell heulte beinahe.

»Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen! Dort drüben liegen noch die Fische, die ich vor lauter Schreck weggeworfen habe.«

Er tapste durch das Schilf und hob die Hechte hoch über seinen Kopf.

»Geh zum Arzt, Gordon«, riet Jack Hill. »Vielleicht kann der dir helfen. Aber er wird dir auch nur sagen, was ich dir sagen kann. Laß die Finger von der verdammten Ginflasche!«

Lionel Goldwater und Jack Hill wandten sich ab, der Straße zu.

Niedergeschlagen folgte ihnen Gordon Maxwell. Die Hechte schlugen bei jedem seiner Schritte gegen die Beine.

Als sie die Straße erreichten, wurde am Schloß gerade das große hölzerne Tor aufgemacht. Ein offener zweisitziger Sportwagen fuhr über die steinerne Brücke, die anstelle der Zugbrücke errichtet worden war. Gladys, die Tochter des Earl of Blakeborne, saß hinter dem Steuer. Sie winkte den Männern am Straßenrand freundlich zu.

Gladys hatte auch Grund, fröhlich zu sein. In drei Tagen sollte ihre Verlobung stattfinden.

***

»Ich grüße Sie, Ernest Earl of Blakeborne«, sagte Professor Zamorra, und der Earl nahm die dargebotene Hand des Professors, drückte sie herzlich.

»Aber lieber Professor! Lassen wir doch die Förmlichkeiten. Für Sie bin ich Ernest, der etwas verschrobene, alte Kauz von Exmoor Castle.

Seien Sie willkommen auf meinem Besitz. Ich würde mich außerordentlich freuen, Sie zu meinen Freunden zählen zu dürfen.«

»Haben Sie jedenfalls besten Dank für die Einladung«, sagte Zamorra. »Ich fühle mich sehr geehrt. Ich wollte Sie schon immer gern kennenlernen. Ihr Buch über die Gespenster in südenglischen Schlössern habe ich mit Genuß gelesen. Ich freue mich, endlich dem Schöpfer dieses Werkes gegenüberzustehen.«

»Professorchen, ich muß sagen, Sie gefallen mir!« Der Earl grinste spitzbübisch wie ein Lausejunge, dem ein besonders kecker Streich geglückt ist. Der Earl hatte auch das maßgeschneiderte Gesicht für eine derartige Miene. Mit einem Adeligen hatte er allenfalls den Titel gemein. Über den roten, etwas pausbäckigen Wangen irrlichterten lustig sprühende Augen, die nie länger einen einzigen Punkt fixieren konnten. Ständig huschten sie umher, um etwas ausfindig zu machen, was die gute Laune des Earls noch steigern könnte.

An diesem Tage und besonders an diesem Nachmittag brauchten diese Augen nicht lange zu suchen. Nicole Duval war ein ausnehmend erfreulicher Anblick. Professor Zamorras Sekretärin trug ein violettes Vormittagskleid, das den Ansatz ihrer Brüste sehen ließ.

Ihre Augen funkelten amüsiert, als die Blicke des Earls sich dorthin verirrten. Sie wäre keine Französin gewesen, wenn sie diese stille Bewunderung nicht genossen hätte.

»Aber ich muß gestehen«, fuhr der Earl schmunzelnd fort, »Ihre Sekretärin, Professor, ist auch ein Kleinod.«

Er begrüßte auch Nicole Duval.

Nicole antwortete nicht auf dieses Kompliment, und der Earl hatte das auch gar nicht erwartet, denn er wandte sich wieder Professor Zamorra zu, seinen Blick nur widerwillig von der diesmal rothaarigen Französin reißend. »Fühlen Sie sich in Exmoor Castle wie zu Hause. Sie werden eine Menge Sehenswertes entdecken.«

»Da bin ich vollkommen sicher. Doch noch mehr freue ich mich darüber, endlich einmal mit Ihnen persönlich zusammenzutreffen.«

»Wegen meines Buches? Ach, das ist doch nicht der Rede wert. Auf dem Gebiet der Gespenster und Dämonen bin ich, im Vergleich zu Ihnen, nur ein armseliger Amateur, der Ihnen nicht das Wasser reichen darf. Wenn Sie mir wegen meiner schriftstellerischen Ergüsse ein Kompliment machen, dann muß ich Ihnen das zwei- und dreifach zurückgeben. Ich habe Ihre Werke gelesen, die Sie geschrieben haben, als Sie noch drüben in New York einen Lehrstuhl für Parapsychologie innehatten. Doch wie ich hörte, haben Sie sich ganz auf das Schloß de Montagne zurückgezogen. Liegt es nicht im Loire-Tal?«

»Ja«, meinte Professor Zamorra. »Aber ich habe mich dort keineswegs abgekapselt. Sie sehen, daß ich Ihre Einladung, an der Verlobung Ihrer Tochter teilzunehmen, angenommen habe. Aber ich

forsche nun einmal auf einem Gebiet, das sich manchmal mit der Hektik der übrigen Welt nicht ganz verträgt. Château Montagne ist ein geeigneter Aufenthaltsort für die Durchführung solcher Studien.«

»Ich beneide Sie um die Ruhe, die Sie dort haben müssen. Exmoor Castle ist bestimmt der reinste Hexenkessel dagegen. Sie glauben nicht, wieviel Wirbel die Verlobung der einzigen Tochter verursachen kann.«

»Hören Sie nicht auf ihn«, sagte eine kleine rundliche Frau von etwa fünfundfünfzig Jahren. Sie hatte sich neben den Earl gestellt.

»Wenn jemand Unruhe in dieses Haus bringt, dann ist es allein mein lieber Gatte. Je älter er wird, um so mehr Verrücktheiten kommen ihm in den Sinn.«

»Sie haben es schon gehört«, lächelte der Earl verschmitzt. »Das ist meine gute Rosalinda, meine gute Fee. Nur hat sie in der letzten Zeit in ihrer Güte gewaltig nachgelassen. Seit neuestem will sie mir nicht einmal mehr den Rum in dem Frühstückstee gönnen.«

»Glauben Sie ihm kein Wort«, lächelte auch Rosalinda of Blakeborne. »Ernest hat sich von Kindesbeinen an allen Erziehungsversuchen erfolgreich widersetzt. Außerdem hat er noch nie Tee mit Rum getrunken, sondern immer nur Rum mit einem Schuß Tee.«

»Daß Frauen immer gleich so maßlos übertreiben müssen«, meinte der Earl mit wissendem Lächeln. »Aber nachdem Sie jetzt einen tiefen Blick in unser Eheleben getan haben, möchten wir Sie nicht länger damit langweilen. Darf ich Ihnen zum Willkommen ein Glas Sherry reichen?«

Rosalinda machte ein gespielt essigsaures Gesicht. »Du mußt wohl jede Chance nützen, um zu einem Tropfen Alkohol zu kommen?«

»Man muß die Feste feiern, wie sie fallen«, gab Ernest Earl of Blakeborne zurück. »Und ich betrachte es als Fest, wenn Professor Zamorra mit seiner reizenden Begleiterin in unseren Mauern weilt. Darf ich Sie jetzt bitten?«

Rosalinda seufzte ergeben, doch dann schenkte sie selbst drei Gläser voll.

»Du willst nicht mittrinken, Liebes?«

»Du weißt genau, daß ich jede Art von Alkohol verabscheue.«

Der Earl schüttelte den Kopf. »Es grenzt beinahe an Blasphemie, diesen herrlichen alten Sherry als bloßen Alkohol abzutun. Greifen Sie zu, Miss Nicole. Und Sie auch, Professor. Bevor meine Frau es sich wieder anders überlegt und den Schlüssel zum Barschrank versteckt wie vor zwei Wochen.«

Professor Zamorra schmunzelte. Er hatte schon viel von dem Earl gehört. Es war ein offenes Geheimnis, daß er seinen Titel gern an den Nagel hängte und sich auch einmal ins Dorf begab, um dort mit den Bauern im Pub tüchtig einen hinter die Binde zu gießen. Nicht zuletzt

deshalb war er bei der Bevölkerung so überaus beliebt. Seine Beliebtheit war auch auf die Tochter übergegangen.

Sie prosteten sich zu.

»Auf das Wohl Ihrer Familie und besonders auf das Ihrer Tochter«, sagte Professor Zamorra und kostete von dem Getränk.

Der Sherry war wirklich ausgezeichnet. Nicht zu trocken und auch nicht zu süß.

Der Earl hatte sein Glas ganz geleert.

Er griff nach der Flasche, doch seine Frau fiel ihm in die Hand. Sie warf ihm dabei einen bitterbösen Blick zu.

»Na ja«, meinte der aufgekratzte Earl, und es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte seine Frau in die ausladende Kehrseite gekniffen.

»Nehmen wir noch ein Glas als Aperitif vor dem Abendessen. Sie wollen sich doch sicher ein wenig frisch machen von der langen Reise. War es sehr anstrengend, hierherzukommen?«

»Die Fahrt war ein Vergnügen«, sagte Professor Zamorra. »Besonders das letzte Stück der Strecke hat es mir angetan. So hübsche Lokalbahnen findet man nur noch selten.«

»Mein Großvater hat sie bauen lassen. Inzwischen ist sie ziemlich nutzlos geworden, doch in England fällt das nicht sonderlich auf. Wir haben mehr nutzlose Sachen. Auf dem Altar der Tradition müssen eben Opfer gebracht werden. Wir lassen uns unsere Schrulligkeit einiges kosten. Als Amerikaner werden Sie sicherlich nur wenig Verständnis dafür aufbringen können.«

»Ich bin kein Amerikaner, habe nur einige Zeit lang in den USA gelebt. Aber ich muß gestehen, ich habe mir südenglische Earls auch immer als mehr oder weniger humorlose Wesen vorgestellt. Sie haben mich in dieser Hinsicht angenehm enttäuscht.«

»Noch einen Ton, und ich werde rot wie eine Jungfrau kurz vor dem Augenblick, an dem sie keine Jungfrau mehr sein wird.« Er riskierte einen winzigen Blick auf seine Frau. Sie war erbost, aber sie sagte nichts. Verbissen kaute sie an ihrer Unterlippe und dachte sich wohl aus, wie sie ihrem Ehegatten anschließend unter vier Augen wegen dieser verbalen Entgleisung die Leviten lesen würde. Armer Earl.

»Ich pflege keine Komplimente um der Komplimente willen zu machen«, sagte Professor Zamorra. »Würden Sie uns jetzt entschuldigen?«

»Natürlich – bis später dann«, sagte der Earl und hob seine Hand.

»Wir sehen uns beim Sherry – äh – beim Dinner. Der Butler hat die Sachen schon in Ihre Zimmer gebracht. Vermutlich erwartet er Sie oben. Die Zimmernummern sind 6 und 7.«

***

Gladys of Blakeborne war schwarzhaarig. Ihre dunklen Locken fielen

bis auf die weißen Schultern und wurden von einem roten Band zusammengehalten. Das Mädchen strahlte eine natürliche Frische aus. Nichts Künstliches war in ihrem Wesen. Verschiedene hochnoble Töchterschulen hatten ihrem unschuldigen Charme nichts anhaben können. Gladys glich in vielem ihrem Vater. Auch in ihren Augen leuchtete jener Funken übermütigen Humors, der den Earl auszeichnete. Und sie war hübsch. Ausnehmend hübsch sogar.

Besonders Nicole war dieser Umstand nicht entgangen. Sie hatte noch mehr Sorgfalt auf ihre Frisur gelegt und sich besonders raffiniert geschminkt. Wenn man sie mit einer aufgeblühten Edelrose vergleichen wollte, glich Gladys einer strahlenden Kornblume.

Doch die beiden ungleichen Frauen verstanden sich auf Anhieb.

Gladys versuchte ihr in der Schule erlerntes Französisch an den Mann zu bringen, und die beiden schienen viel Spaß dabei zu haben. Glockenhell klang das Lachen Gladys' aus dem Kaminzimmer herüber.

Das Essen selbst fand im Saal an einer langen Tafel statt. In diesem Saal sollte auch die Verlobungsfeier stattfinden. In drei Tagen.

Die Wände waren mit Seidentapeten verhangen. Sie schimmerten weinrot im Licht der über hundert Kerzenlampen, die auf drei Lüstern über dem langen Tisch verteilt waren. Für die heutige Abendgesellschaft war die Tafel viel zu groß, doch Gladys hatte darauf bestanden, hier und nicht im kleinen Salon zu speisen, obwohl die kleine Abendgesellschaft bequem auch dort Platz gehabt hätte. »Wir machen heute die Generalprobe für die Feier«, hatte Gladys übermütig erklärt, und der Earl of Blakeborne war nicht der Mann, der seiner hübschen Tochter einen Wunsch abschlug.

Die Tafel bot rund fünfzig Personen Platz. Gedeckt war nur für acht. Das Silberbesteck und das Porzellan mit Goldrand standen etwas verloren am anderen Ende der Tafel.

»Und ich finde es ungemütlich«, querelte Rosalinda of Blakeborne und zog sich einen der Stühle mit den hohen hölzernen Lehnen zurecht.

Gladys hatte es gehört. »Aber Mom«, sagte sie total unadelig, »laß mir doch den Spaß. Jetzt habt ihr mich ohnehin bald aus dem Haus. Ich habe mir immer gewünscht, hier einmal ein richtiges Fest zu starten, aber leider ist ja viel zu selten Gelegenheit dazu. Vielleicht sollte ich mich öfters mal verloben?« Sie legte ihren Zeigefinger an ihr zierliches Stupsnäschen.

»Untersteh dich!« drohte die Mutter lachend. »Wo bleibt Winston so lange?«

»Wahrscheinlich muß er sehr vorsichtig fahren, damit er seine Bügelfalten nicht aus der Hose verliert«, entgegnete Gladys.

»Wie du dich nur wieder ausdrückst!« tadelte die Mutter. »Du könntest ruhig netter von deinem zukünftigen Mann sprechen.«

»Wieso denn? Ich liebe ihn doch.«

Rosalinda of Blakeborne gab sich geschlagen. Die Tochter hatte eben das Naturell ihres Vaters. Dagegen war kaum ein Kraut gewachsen.

Nach und nach setzten sich auch die übrigen Gäste. Neben Professor Zamorra und Nicole war noch ein älteres Ehepaar aus Ilfracombe gekommen. Der Mann stand mit dem Earl in geschäftlicher Verbindung. Er hieß John Wayne und hatte wegen seiner Namensgleichheit mit dem Filmschauspieler und Westernhelden bestimmt schon eine Menge durchgemacht, denn er glich ihm wie eine Glasmurmel einem Edelstein. Vielleicht hatte er deswegen so viele Furchen im Gesicht.

Seine Frau war aus gleichem Holz geschnitzt. Sie war farblos und trug auch nicht ein Minimum zur Unterhaltung bei. Dafür war sie im Essen großartig. Dies schien sie über alle Maßen gut zu beherrschen. Ihre drei Zentner Leibesfülle hatte sie gewiß nicht in der Lotterie gewonnen. Sie hatte gerade die Kapaunsuppe im Eiltempo in sich hineingelöffelt, als der Butler an den Tisch trat.

Er war ein hochgewachsenes Exemplar dieser aussterbenden englischen Spezies von Diener. Ganz der alten Schule entsprach er auch nicht mehr. Ein Knopf seiner schwarz-weiß gestreiften Seidenjacke war offen. Dafür war sein Blick an Blasiertheit kaum noch zu überbieten.

»Sir Winston Bannet«, deklamierte er und tat dabei so, als befände er sich nicht im Schloß eines englischen Landedlen, sondern auf einer Bühne, auf der gerade ein Stück von Shakespeare aufgeführt wird. Nur das Klopfen mit dem Zeremonienstock fehlte.

»So schicken Sie den guten Mann doch herein!« polterte der Earl.

»Der arme Kerl tritt sich ja die Knie in den Bauch, während Sie hier Ihren Auftritt hinter sich bringen. Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß Sie sich hier auf Exmoor Castle und nicht auf den Brettern irgendeiner Schmierenbühne befinden!«

»Sehr wohl, Sir«, schniefte der hagere Butler und zog sich zurück.

Doch Winston Bannet brauchte er nicht mehr zu holen. Der junge Mann hatte den Saal gestürmt.

Er mußte sehr gut erzogen worden sein, denn er stürzte nicht sofort auf Gladys los, sondern machte der Frau des Earls seine Aufwartung. Er ließ sich sogar zu einem stilechten Handkuß hinreißen.

»Na, Winston«, krähte der fröhliche Schloßherr, »schlecke meine Frau nicht zu sehr ab. Nicht daß du dir irgendwelche ansteckenden Krankheiten…«

»Ernest!«

Die Stimme Rosalindas klang gar nicht freundlich.

»Ist ja schon gut, Rundes«, wehrte der Earl ab, »ist ja schon gut. Ich meine nur, daß Winston derlei Förmlichkeiten nicht nötig hätte.

Schließlich gehört er so gut wie zur Familie. Stimmt's, Sohn?«

»Na ja, Papa…« Winston Bannet wollte noch etwas sagen, aber der Earl ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Vergiß endlich, daß du hier nicht zu Hause bist«, grinste der Earl.

»Wie oft hat Francis heute ein Lineal in deine Uniform gesteckt, damit du diese markige Haltung bekommst, die Ihre Admiralität so sehr liebt?«

»Vater!« mischte Gladys sich ein. »Ich habe ja viel Verständnis für deine Art von Humor, aber glaubst du nicht, daß du Winston damit kränken könntest?«

»Papperlapapp!« sagte der Earl. »Ich kränke Winston nicht. Ich bin überzeugt, er hat vom Gehabe seines Vaters genauso die Nase voll wie ich. Stimmt's, Winston?« Der Earl war aufgestanden und haute dem jungen Mann freundschaftlich auf die Schulter. Der verschluckte sich beinahe.

»Ich fühle mich sehr wohl hier«, haspelte er hervor.

»Na, siehst du's!« triumphierte der Earl. Professor Zamorra mochte diesen alten Herrn immer mehr. Er trug das Herz auf dem rechten Fleck und manchmal auf der Zunge.

»Setz dich, Junge«, fuhr der Earl fort. »Die Kapaunsuppe ist mit Sicherheit schon kalt, aber gefüllte Wachteln magst du doch? Und jetzt drückst du Gladys noch einen Kuß auf die Wange und greifst zu Messer und Gabel. Du mußt hungrig sein.«

Winston nahm neben Gladys Platz. Der Sohn von Lord Francis Bannet, pensionierter Admiral Ihrer Königlichen Majestät, sah berückend gut aus. Nur seine Erziehung machte ihm noch zu schaffen.

Als Leutnant der Royal Navy war er auf der Militärakademie in gewisser Hinsicht verpatzt worden. Er ahmte seinen Vater nach, was den Earl of Blakeborne wiederum zu Sticheleien reizte. Doch er kannte den guten Kern des jungen Mannes. Er würde sich Gladys schon anpassen. Sonst hätte er nie sein Einverständnis zu dieser Verbindung gegeben.

Winston Bannet war zum Gentleman erzogen worden, oder zumindest zu dem, was sein Vater, Ihre Lordschaft, darunter verstand.

Doch wenn keine Leute zuschauten, konnte Winston sogar äußerst menschlich werden. Gladys wußte davon, seit er sie in einer stürmischen Liebesnacht zur Frau gemacht hatte. Als Tochter ihres Vaters hatte sie durchaus Verständnis für derartige elementare Bedürfnisse.

Sie liebte ihren Winston.

Das Mahl verlief anschließend ziemlich schweigsam. Die Konversation gedieh über die üblichen Tischgespräche nicht hinaus. Dieser Umstand erfuhr erst eine Wendung, als sich Mr. und Mrs. Wayne verabschiedet hatten.

»Wir gehen ins Kaminzimmer«, schlug der Earl vor. »In einem Schränklein habe ich einen vorzüglichen Kognak aufbewahrt, den meine Frau bisher noch nicht gefunden hat.«

Er heimste sich für diese Bemerkung einen mißbilligenden Blick von Rosalinda ein, doch Ernest Earl of Blakeborne schien daran gewöhnt zu sein.

Der Kognak war wirklich exzellent. Sogar Rosalinda hatte sich vom Earl überreden lassen, ein Glas zur Verdauung mitzutrinken.

Die eine Wand des Kaminzimmers wurde völlig von einem Bücherregal eingenommen. Professor Zamorra blieb daneben stehen.

Der Earl trat zu ihm.

»Die eine Hälfte habe ich mit dreihundert Exemplaren meines Buches vollgestopft«, sagte er. »Welcher Schloßherr kann das schon? Es ist mein Buch über die Gespenster in südenglischen Schlössern.«

»Ich kenne es sehr gut«, antwortete Professor Zamorra. »Und die andere Hälfte?«

»Quellenmaterial. Die anderen dreihundert Bücher mußte ich lesen, um meines schreiben zu können. Es sind übrigens auch die Bände über unsere Familienchronik unter ihnen.«

Zamorra griff nach einem Band. »Den hier zum Beispiel habe ich auch in meiner Bibliothek. Ich habe ihn überflogen, bevor ich nach Exmoor Castle aufbrach. Ich erzähle Ihnen sicher nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, daß auch Ihr Schloß bereits von spukhaften Erscheinungen heimgesucht wurde.«

»Sie meinen die Sache mit Griselda?«

Zamorra blätterte in dem Band. Die Seiten rauschten an seinem Daumen vorbei. Dann hatte er das Bild gefunden. Es war ein Porträt. Ein Kupferstich.

»Ja, ich meine die Sache mit Griselda. Ist das nicht ihr Bild?«

Der fröhliche Earl verlor einen Großteil seiner Lustigkeit. Er wirkte fast betreten, als Zamorra das sagte. Doch das Bild schaute er nicht einmal an. »Es paßt mir nicht«, meinte er schließlich nach einer kleinen Pause, »daß diese Griselda aufs Haar meiner Tochter gleicht. Vielleicht ist das Porträt schlecht, oder es kommt eben wirklich einmal vor, daß Verwandte verschiedener Generationen sich ähneln.«

Zamorra konnte sich denken, was dem Earl die Laune vorübergehend verdorben hatte. Es war die mögliche Duplizität der Ereignisse.

Griselda of Blakeborne war im blühenden Alter von zwanzig Jahren spurlos verschwunden. Das war am Abend ihrer Verlobung geschehen. Sie war gegen Mitternacht auf die Veranda, die zum Schloßgraben hinausführte, gegangen, einige Leute hatten noch einen gräßlichen Schrei gehört, und von da an hatte man über Griselda nie mehr etwas gehört. Abergläubische Spaziergänger behaupteten, ihr Körper würde dann und wann aus den trüben Fluten des Schloßgrabens tauchen und

obskure Weissagungen von sich geben.

»Das muß nichts bedeuten«, sagte Professor Zamorra. »Vielleicht ist das Porträt tatsächlich schlecht und die Ähnlichkeit mit Ihrer Tochter deshalb rein zufällig.« Doch auch Zamorra erkannte, daß sich Griselda und Gladys offenbar glichen wie ein Ei dem anderen.

»Der Text hier ist etwas unvollständig«, meinte Zamorra anschließend und wies auf das Buch. »Es gibt nur Andeutungen wieder, warum Griselda damals verschwunden sein könnte. Ich zitiere wörtlich: ›Der Herr der Schwarzen Burg hat sie zu sich genommen.‹«

»Humbug«, wehrte der Earl unwirsch ab. Man konnte ihm ansehen, daß ihn dieses Thema bedrückte. »Schwarze Burg! Was das schon heißen soll!«

»Verzeihen Sie, Ernest«, meinte Zamorra, »ich sagte, daß ich Ihre Familiengeschichte aus reiner Neugierde studiert habe, bevor ich mich hierher auf die Reise machte. Aber ich glaube, mich erinnern zu können, daß diese Schwarze Burg tatsächlich existierte. Neue Landkarten sagten mir, daß es diese Burg sogar heute noch gibt. Wenn ich mich recht entsinne, gehört sie zur Zeit einem Mr. Meredith Gloombstone. Auch eine alte Familie. Als das mit Griselda passierte, wohnten ebenfalls Gloombstones auf der Schwarzen Burg.«

»Alte Geschichten«, tat der Earl unwirsch ab und bewies damit Zamorra, daß er sich tatsächlich Sorgen machte, daß sich hinter seinem ständig aufgekratzten Gehabe ein grübelnder Mensch verbarg.

»Alte Geschichten bergen manchmal einen Kern Wahrheit in sich.«

Der Earl of Blakeborne fuhr herum.

»Ich habe Sie nicht nach Ihrer Meinung befragt, James«, sagte er zu dem Butler, der mit der Kognakflasche näher getreten war, um die leeren Gläser zu füllen, und der sich diese unbotmäßige Bemerkung erlaubt hatte.

Der Butler schien durch diese Maßregelung nicht sonderlich irritiert. »Entschuldigen Sie, Sir«, sagte er, »es tut mir leid, wenn ich Ihnen mit meiner unüberlegten Bemerkung zu nahe getreten sein sollte. Doch ich habe heute beim Einkauf im Dorf eine Geschichte gehört, die Sie vielleicht interessieren könnte.«

»Dummes Gerede?«

»Ich nehme es an. Aber der Fischer Gordon Maxwell will heute früh Gladys' Leiche im Schloßgraben entdeckt haben. Er machte mit seiner Geschichte das ganze Dorf rebellisch.«

»Maxwell trinkt ziemlich viel«, meinte der Earl knapp. Er hielt stumm seinen Kognakschwenker zum Nachschenken hin. Doch seine zerfurchte Stirn zeigte überdeutlich, wie sehr es hinter ihr arbeitete. »Hat Maxwell sonst noch etwas gesagt?«

»Ich weiß es nicht, Sir«, antwortete der Butler. »Ich habe dieses seltsame Gerücht nur im Vorübergehen aufgeschnappt. Die Leute aus

dem Dorf erzählen sich oft komische Geschichten.«

»Gut, James. Versorgen Sie auch die anderen Herrschaften mit Alkoholischem. Mir reicht es für heute.«

Professor Zamorra hatte sich nicht eingemischt. Seine eisgrauen Augen ruhten auf Ernest, dem Earl of Blakeborne. Etwas hatte diese Frohnatur empfindlich aus dem Gleichgewicht gebracht. Der Earl war nachdenklich geworden. Sehr nachdenklich. Seine Maske des allzeit fröhlichen Menschen bröckelte langsam ab. Er wurde immer mehr zum Vater, der sich Sorgen um seine einzige Tochter machte.

Große Sorgen.

Der Earl of Blakeborne hatte sein Wissen um die geheimen Mächte, um Geister und Dämonen dem englischen Understatement gemäß Professor Zamorra gegenüber ganz gewaltig heruntergespielt.

Tatsächlich hatte er jetzt Angst. Eine ungreifbare, durch nichts zu belegende grauenvolle Angst. Seine Hände zitterten, als er sein Glas zum Mund führte.

»Was ist mit Ihnen?« fragte Zamorra. »Sie sind blaß geworden. Ist Ihnen nicht wohl?«

»Die Hitze«, sagte der Earl. »Es ist viel zu warm hier. Dabei habe ich Rosalinda immer gesagt, sie soll nicht so fürchterlich einheizen lassen. Aber welche Ehefrau hört schon auf ihren Mann.«

Das war eine fade Ausrede. Trotzdem drang Professor Zamorra nicht weiter in den Gastgeber. Von dessen Sorgen konnte auch er ihn nicht befreien, und mit dem Instinkt eines feinfühligen Menschen wußte er auch, daß der Earl nicht weiter über die Gründe für seine plötzliche Unpäßlichkeit sprechen wollte.

Zamorra tat das, was ihm als am besten erschien: Er stellte das Buch in das Regal zurück und entfernte sich.

Nicole Duval unterhielt sich angeregt mit Gladys. Über Mode sprachen sie nicht, sonst hätte Gladys nicht andauernd gekichert.

Eher schon über Winston, der Lady Blakeborne offenbar mit Artigkeiten verwöhnte. Die rundliche ältere Dame strahlte vor Vergnügen.

»Darf man stören?« fragte Professor Zamorra.

»Aber ja«, antwortete Gladys. »Ihre Sekretärin, ich meine Miss Duval, erzählte mir eben, welch toller Hecht Sie sind.«

»Ich drückte mich etwas anders aus«, versuchte Zamorras Sekretärin einzuwenden und konnte es nicht vermeiden, daß eine sanfte Röte in ihr reizendes Gesicht schoß. »Ich erwähnte nur, womit Sie sich beschäftigen, Chef.«

»Das muß ja irrsinnig spannend sein«, fiel Gladys ein. »Nach Gespenstern zu forschen, nach Wesen, die die Zwischenwelt bevölkern und immer wieder in den Lauf unserer Welt eingreifen. Mein Paps hat mir auch schon einiges darüber erzählt, doch ich muß gestehen, daß

ich die Schilderungen von Miss Duval noch viel aufregender finde. Sie müssen ja schon soviel erlebt haben!«

Gladys hatte sich in Eifer geredet.

»Und Sie glauben wirklich, daß dies ein Thema für junge Damen ist?« meinte Professor Zamorra lächelnd.

»Haben Sie schon jemals etwas von Emanzipation gehört?« fragte Gladys schnippisch zurück. Winston würde es ganz bestimmt nicht leicht mit ihr haben.

Professor Zamorra lächelte und nickte, dann wechselte er das Thema: »Wußten Sie, daß Sie eine Vorgängerin hatten, Miss Gladys?«

Schlagartig wich die fröhliche Miene aus Gladys' Gesicht. »Das war nicht sehr charmant, Professor. Welche Frau hat es schon gern, wenn man ihr sagt, daß sie eine Doppelgängerin hat. Und selbst wenn sie schon zweihundert Jahre tot ist. Ich kenne die Geschichte der unseligen Griselda. Aber ihr Schicksal wird sich nicht wiederholen.«

»Natürlich nicht«, sagte Professor Zamorra. »Entschuldigen Sie. Aber ich hätte nicht davon sprechen sollen.«

»Doch, fragen Sie ruhig, Professor. Ich bin gespannt, welche Meinung Sie als Wissenschaftler zu dem Thema vertreten.«

»Nun gut.« Zamorra nickte wieder, dann wollte er wissen: »Werden Sie von schlechten Träumen geplagt?«

Er sah ganz deutlich, wie sich das Gesicht des Mädchens verdüsterte. Urplötzlich waren dunkle Schatten unter ihre Augen getreten.

»Nicole sagte mir, daß Sie Parapsychologe sind«, erklärte sie. »Daß Sie sich aber auch auf dem Feld der Psychologie versuchen, hat sie nicht erwähnt.«

»Parapsychologie ohne fundierte psychologische Kenntnisse ist undenkbar«, erläuterte Professor Zamorra milde lächelnd.

»Sie verwirren mich, Professor«, wich Gladys aus. »Könnten wir über dieses Thema nicht doch morgen weitersprechen? Ich glaube, ich muß mich mehr um Winston kümmern. Er ist drauf und dran, meiner Mutter einen Heiratsantrag zu machen. Sehen Sie nur, wie er die alte Dame anhimmelt.«

Gladys stand überhastet auf.

»Sie machen einen großen Eindruck auf kleine Mädchen«, sagte Nicole, nachdem Gladys außer Hörweite war.

»Nur auf kleine?« fragte Professor Zamorra zurück.

Nicole schüttelte lächelnd den Kopf, antwortete aber nichts darauf.

Es war schon relativ spät geworden. Der Earl gähnte ungeniert als erster. Er hatte seinen Humor wiedergefunden. »Kinder«, sagte er, »ich habe nichts dagegen, wenn ihr hier den Sonnenaufgang abwartet. Ich für meinen Teil werde mich jetzt mit den Bettfedern vermählen.«

Er schwankte leicht. Offensichtlich hatte er seinen ursprünglichen Vorsatz, nichts mehr zu trinken, ins Gegenteil abgeändert.

»Aber Ernest«, rief Rosalinda prompt, »du kannst ja nicht mehr geradestehen!«

»Ist das ein Wunder nach einem Polterabend?«

Rosalinda ließ sich in kein Gespräch mehr verwickeln. Sie schob ihren adeligen Gatten sanft aus der Tür und sandte um Entschuldigung heischende Blicke in die Runde.

Auch hier rüstete man bereits zum Aufbruch. Fünf Minuten später konnte Butler James das Kaminfeuer löschen.

***

Gladys of Blakeborne konnte lange nicht einschlafen. Die Verabschiedung von Winston war kurz ausgefallen. Er genierte sich wohl vor den Gästen. Sein Kuß war nur hauchzart und kaum spürbar gewesen.

Doch das war es nicht, was Gladys nicht einschlafen ließ. Es waren die wenigen Worte, die sie mit dem Professor aus Frankreich gewechselt hatte.

Das Thema Griselda war bis jetzt tabu gewesen in der Familie der Blakebornes. Als würde man sich der Tatsache schämen, daß vor zweihundert Jahren ein Mitglied der Familie offensichtlich eines nicht natürlichen Todes gestorben war. Gladys war schon in frühester Jugend auf dieses Tabu gestoßen. Anfangs hatte ihr Vater auf ihre entsprechenden Fragen hin mit seinen Antworten hinter dem Berg gehalten, doch Gladys hatte nach und nach alles aus ihm herausgekitzelt, was sie wissen wollte.

Noch als Fünfzehnjährige hatte sie während der Schulferien in ihrem Zimmer Griselda gespielt. Sie hatte ihre Kleider angezogen und die damaligen höfischen Sitten nachgeahmt. Stundenlang hatte sie vor dem Spiegel Selbstgespräche als Griselda geführt. Die Tote war ihr dadurch auf eine seltsame Weise vertraut geworden. Gladys entdeckte nicht nur Gemeinsamkeiten in ihrem Äußeren, sondern auch gewisse Wesensgleichheiten. Der einzige Unterschied war: Griselda wurde damals massiv von zwei Männern umworben. Der eine war ein junger, gut aussehender Seekadett, und der andere der Herr der Schwarzen Burg gewesen.

Ebenezer Gloombstone.

Griselda hatte dem jungen Seekadetten den Vorzug gegeben und verschwand in der Nacht ihres Verlöbnisses.

Zamorra hatte sie auf ihre Träume angesprochen. Gladys hatte Träume. Schreckliche Träume. Winston Bannet hatte einen Mitbewerber. Eine Traumgestalt. Einen finsteren einäugigen Mann mit wallendem Umhang, der in ihren Träumen seine Rechte anmeldete.

Gladys war eingeschlafen. Unruhig wälzte sie sich von einer Seite auf die andere. Ihr zartes Nachthemd aus Chiffon war durchschwitzt. Des

lauen Abends wegen hatte sie das Fenster zu ihrem Schlafgemach offengelassen. Die Stores schwebten weiß in einem leichten Zug. Gladys träumte wieder.

War es wirklich ein Traum?

Ein Traum?

Die zarten Vorhänge bewegten sich stärker. Sie wogten hinaus in die Nacht wie die Arme einer Frau, die ihren Geliebten empfängt.

Vom Wind konnten die raunenden Geräusche nicht kommen, die plötzlich das Schloß umflüsterten. Ein weiches Singen lag in der Luft. Es war drei Nächte vor Vollmond. Die runde Scheibe leuchtete, von keiner Wolke verdeckt, in das Zimmer und legte einen silbernen Reif um die Konturen des Bettes.

Gladys bewegte sich in ihrem Bett. Sie drehte sich weg vom Mond.

Doch das Licht holte sie ein.

Aus einem Wandspiegel warf der Mond seinen geheimnisvollen Schein auf ihr Gesicht. Gladys' Augenlider zuckten. Sie träumte.

Und doch war sie auf eine seltsame Art und Weise auch wach. Sie schwebte zwischen Tag und Traum.

Trotz ihrer geschlossenen Augen sah sie deutlich die schattenhafte Gestalt, die wie ein Windhauch durch das offene Fenster in ihr Zimmer glitt, vor ihrem Bett feste Konturen gewann.

»Griselda…«

Kein Laut war im Zimmer. Die Stimme sprach in ihren Sinnen. Sie war rauh und verwegen.

»Griselda… Liebes …«

»Ebenezer…?«

Gladys' Lippen hatten sich bewegt.

Die Gestalt beugte sich über das schlafende Mädchen.

Trockene eiskalte Lippen berührten ihren Mund, suchten die Zunge zu einem verzehrenden Kuß.

Gladys fuhr im Bett hoch, schrie gellend auf. Sie war hellwach.

Doch die Gestalt blieb. Gladys konnte sich jede Einzelheit in diesem Gesicht einprägen.

»Griselda«, sagten die Lippen dieser Gestalt. »Griselda – nur noch zwei Nächte, und du bist endlich mein. Zweihundert Jahre habe ich auf diesen Augenblick gewartet, Griselda. Ich werde dich bekommen, Griselda. Ich, Ebenezer Gloombstone…«

Gladys preßte ihre Hände gegen die Schläfen und schrie auf. Sie konnte nicht mehr klar denken, nicht mehr klar sehen.

Trotzdem nahm sie noch wahr, wie die Gestalt vor ihr sich langsam auflöste, wie Ihre Umrisse verwehten wie eine Staubfahne im Wind, und wie diese zarte Wolke wie von einem plötzlichen Sog ergriffen durch das offene Fenster entschwebte.

Gladys schrie immer noch, als bereits starke Fäuste gegen die Tür

ihres Schlafgemachs hämmerten.

***

Zamorra war schon beim ersten Schrei hochgefahren. Er hatte noch nicht geschlafen und war auch noch nicht ausgekleidet. Die Hosen hatte er anbehalten. Sein muskulöser Oberkörper reflektierte den warmen Schein der Stehlampe, in deren Licht Professor Zamorra noch einige Schriften durchgelesen hatte.

Der Schrei war von der Stirnseite des Flurs gekommen, an dem auch Zamorras Zimmer lag. Er überlegte nicht eine einzige Sekunde.

In diesem Schrei hatten Entsetzen und alle Angst dieser Welt gelegen.

Der Professor stieß die Tür seines Zimmers auf. Noch mehr Leute hatten die Schreie gehört. Rumoren wurde in den Zimmern laut, doch Zamorra war der erste, der sich an der Tür zu Gladys' Schlafgemach befand. Er hämmerte gegen die Tür und faßte dann die Klinke. Es war nicht abgeschlossen.

Mit einem schnellen Ruck riß er die Tür auf. Auch im Flur war es nicht hell gewesen. Zamorras Augen brauchten sich nicht erst an das Zwielicht zu gewöhnen. Im Reflex des Spiegels sah er Gladys aufrecht im Bett sitzen.

Das Mädchen schrie immer noch.

Zamorra riß ihr die Fäuste von den Schläfen.

»Gladys! Aufwachen! Wachen Sie auf!«

Ihr Blick kam wie aus weiter Ferne. Nur langsam fand sie in die Wirklichkeit zurück. Mit großen Augen starrte sie Zamorra an.

Plötzlich begann sie haltlos zu schluchzen. Unbewußt barg Gladys ihren Kopf an die breite Schulter Zamorras.

Licht flammte auf. Winston Bannet stand in der Türfüllung. »Weg, Zamorra!« rief er. »Nehmen Sie Ihre Finger von meiner Braut!« Der junge Mann hatte die Situation gründlich mißverstanden.

Jetzt tauchte auch der Earl im Zimmer auf. In seinem knielangen hellblauen Nachthemd sah er wenig beeindruckend aus.

Doch er verschaffte sich sofort Respekt, indem er Winston einfach beiseite drückte. Endlich überblickte auch Gladys die Situation wieder. Sie hob ihren Kopf.

»Er war hier, Paps«, sagte sie, und als der Earl sie nur entgeistert anblickte, erklärte sie: »Ein Gespenst war hier. Es hat mich bedroht.«

Der Earl stand noch eine halbe Sekunde unschlüssig, doch dann tappte er auf seine Tochter zu.

»Du hast schlecht geträumt, Kind. Vergiß es wieder. Du siehst ja, es ist nichts passiert.«

»Er hatte nur ein Auge«, rief Gladys. »Genau wie Meredith. Ein Auge hatte er nur.«

»Nun beruhige dich doch, Kind«, sagte der Earl und schob schützend

seine Arme um die bebenden Schultern seiner Tochter. »Du mußt wieder schlafen. Du willst doch hübsch sein, wenn du deine Verlobung feierst.«

Seine Worte hatten beruhigend wirken sollen, doch sie erfüllten ihren Zweck nicht.

Professor Zamorra drückte den Earl sanft zur Seite.

»Gladys«, sagte Zamorra, »jeder träumt mal schlecht. Sie sollten Ihren Traum möglichst schnell vergessen. Wenn morgen die Sonne scheint, sieht alles ganz anders aus. Ich mache jetzt das Fenster zu. Dann kann Ihnen nichts mehr passieren.«

Langsam beruhigte sich Gladys. Ihre anfängliche Hysterie klang ab, und sie erinnerte sich in der Gegenwart der drei Männer daran, daß sie ja eigentlich ein sehr emanzipiertes Mädchen war. Ein Mädchen, das vor Geistern keine Angst haben durfte, weil es sie schließlich ja auch gar nicht gab.

Nachdem sie sich zu dieser Gewißheit durchgerungen hatte, ging auch ihr Atem wieder flacher, und sie brachte eine Art müdes Lächeln zustande. Sie schaute Professor Zamorra an.

»Ich habe mich wohl aufgeführt wie ein kleines Schulmädchen«, sagte sie. »Es tut mir leid, daß ich Sie geweckt habe.«

»Sie haben mich nicht geweckt, Gladys«, sagte Professor Zamorra.

»Jeder hat das Recht zu träumen, was er will. Ihre Träume waren nicht sehr schön, doch ich bin überzeugt, daß Sie den Rest der Nacht glücklich schlafen werden.«

»Sie haben eine Art, Professor, da muß man ja beruhigt sein.«

»Sprechen wir morgen über Ihren Traum?«

»Damit Sie sich totlachen können?« Gladys legte sich in ihr Kissen zurück, und Winston kam sich ziemlich deplaziert vor.

Der Earl hatte erkannt, wie beruhigend sich Zamorras Worte auf das Mädchen ausgewirkt hatten, und verließ als erster den Raum.

Seinen Schwiegersohn in spe zupfte er sacht am Ärmel und nahm ihn mit.

»Morgen bin ich wieder ganz in Ordnung«, versprach Gladys, und Zamorra drückte noch einmal sanft ihre Hand, bevor er dem Earl nach draußen folgte und die Tür hinter sich schloß.

Winston verabschiedete sich ebenfalls.

»Wer ist Meredith?« fragte Professor Zamorra den Earl.

»Meredith?« fragte der Earl zurück. »Meredith Gloombstone ist unser Nachbar. Ich mag ihn nicht besonders. Er trinkt nichts.«

»Er ist der jetzige Besitzer jenes Anwesens, das man auch die Schwarze Burg nennt?«

»Hm. Ihm gehört die Bruchbude. Ich mußte ihn sogar zur Verlobung einladen. Schließlich ist er unser Nachbar.«

»Und er hat nur ein Auge?«

»Hm«, brummte der Earl nochmals, »alle männlichen Gloombstones hatten nur ein Auge. Darwin hat das in seiner Vererbungslehre nicht vorgesehen. Auch bei den modernen Wissenschaftlern sind fehlende linke Augen als Vererbungsmerkmal nicht bekannt. Aber bei den Gloombstones ist es so. Meredith scheint der letzte Sproß der Familie zu werden. Sie werden ihn übrigens morgen beim Lunch kennenlernen. Ich habe ihn eingeladen. Unsere Ländereien sind miteinander wie ein Uhrwerk verzahnt. Ich möchte mit ihm über Gebietsverteilungen verhandeln.«

»Sie sagen, Meredith Gloombstone sei der letzte Sproß seiner Familie. Er ist also nicht verheiratet?«

»Richtig, und das ist kein Wunder. Sie werden ihn morgen mittag erleben. Etwas Dekadenteres ist Ihnen bestimmt noch nicht über den Weg gelaufen. Dabei muß der Bursche Geld wie Heu haben. Aber zu einer Frau hat er es bis heute noch nicht gebracht. Und ich prophezeie Ihnen: Er wird es auch nie zu einer Frau bringen.«

***

Meredith Gloombstone war in der Tat ein seltsamer Mensch. Er mochte um die vierzig Jahre alt sein, doch er wirkte auf einen oberflächlichen Betrachter wesentlich jünger. Er war schon eine knappe Stunde vor dem Mittagessen gekommen und hatte sich mit dem Earl gleich darauf in das Kaminzimmer zurückgezogen, das dem Earl of Blakeborne auch als Arbeitszimmer diente.

Professor Zamorra war ihm vorgestellt worden. Als er die lasche Hand des Besuchers drückte, fühlte Professor Zamorra das Urteil des Earls über den Nachbarn bestätigt. Meredith Gloombstone war ein Mann ohne Energie. Professor Zamorra drängte sich der Vergleich mit einem ausgebrannten Ofen auf. Mit Meredith Gloombstone war nichts los. Absolut nichts. Das einzig Interessante an ihm war die schwarze Augenklappe, hinter der er die Blindheit seines linken Auges versteckte.

Gladys und Winston hatten den Vormittag in dem weiträumigen Park verbracht. Offensichtlich hatte Gladys den Zwischenfall der letzten Nacht vergessen oder zumindest gekonnt verdrängt. Sie ließ sich nichts mehr anmerken, als sie kurz vor Beginn des Essens Meredith Gloombstone die Hand reichen mußte.

Gloombstone wirkte wie ein unschuldiger Koalabär – etwas linkisch und sehr tapsig. Er rückte seinen Stuhl dreimal zurecht, ehe er sich setzte. Diesmal war im Salon aufgetragen worden. Zamorra registrierte mit Genugtuung, daß die englische Küche offenbar besser war als ihr Ruf. Das Mahl war ausgezeichnet. Es gab als Hauptgericht Kalbslendchen und Curryreis mit Käse und Rosinen überbacken.

Doch der Earl machte Zamorras eben gewonnenen Respekt vor der

englischen Kochkunst wieder zunichte. »Mein Koch kommt aus Frankreich«, bemerkte er kauend.

Meredith Gloombstone beteiligte sich nur insofern an der Tischgesellschaft, als daß er wahllos all das, was auf Tellern in seine Nähe geriet, in sich hineinstopfte.

Er hatte dicke Wangen und einen stupiden Gesichtsausdruck, der dazu paßte. Man konnte ihm unmöglich ansehen, daß er dank seiner Erbschaften mehrfacher Pfundmillionär war. Die Gloombstones hatten schon immer zu den begüterten Familien Südenglands gezählt.

Doch jetzt gab es nur noch einen Gloombstone.

Der Earl hatte die Verhandlungen mit ihm zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht. »Sie sollten öfter zu uns herüberkommen«, meinte der Earl nach einem Schluck Wein, einem 49er Chablon Neuf. »Haben Sie unsere Einladung für morgen abend schon erhalten?«

Meredith Gloombstone schaute von seinem Teller hoch. »Hm, ja«, sagte er. »Es wird sich einrichten lassen.«

»Und wie geht es sonst?« fragte Rosalinda, die sich auch um den Gast kümmern wollte. »Haben Sie schon ein hübsches Mädchen an der Leine? Wenn man achtunddreißig ist, sollte man daran denken, eine Familie zu gründen.«

»Ich habe noch keine Frau gefunden, mit der ich Golf spielen möchte«, antwortete der pausbäckige Meredith Gloombstone und zeigte auch mit dieser Bemerkung, wes Geistes Kind er war. Danach verhielt er sich wieder ruhig und löffelte mit Himbeersirup übergossenes Porridge. Er aß methodisch wie ein Schaufelbagger. Jeden Augenblick erwartete man, daß er auch in seine Linke einen Löffel nehmen würde, um den Brei noch schneller in sich hineinzuschlingen.

Das Porridge war die Nachspeise gewesen. Meredith Gloombstone legte seinen Löffel aus der Hand, nachdem die Schale vor ihm leer war. Er trank den Rest seines Weines aus.

»Ich muß jetzt wieder gehen«, sagte er und tupfte sich mit einer Serviette den Mund ab. »Einige Geschäfte sind noch zu erledigen.«

»Sie arbeiten tatsächlich?« fragte Gladys vorlaut, doch Meredith hatte die Anspielung nicht einmal verstanden.

»Ich arbeite sehr viel«, antwortete er ernsthaft. »Heute nachmittag muß ich beispielsweise die Golflöcher inspizieren. Es ist schon passiert, daß Maulwürfe einige von ihnen zugeschüttet haben. Kürzlich habe ich drei Stunden auf ein Hole gespielt, bis mir urplötzlich auffiel, daß es gar nicht mehr vorhanden war.«

Gladys konnte ein Kichern nur mühsam unterdrücken, und auch Nicole senkte den Blick zur weißen Damasttischdecke.

Nur der Earl tat sich keinen Zwang an. Er lachte lauthals los.

Meredith schaute irritiert auf. »Habe ich etwas Lustiges gesagt?«

fragte er in die Runde.
»Aber nein«, antwortete der Earl prustend. »Ich mußte nur an einen Witz denken, der mir vor fünf Jahren erzählt wurde.«
»Ach so!«
Jetzt schmunzelte auch Meredith Gloombstone verständnisinnig.
»Spielen Sie Golf?« fragte er unvermittelt Professor Zamorra.
Zamorra nickte. »Ab und zu. Aber sicherlich sind Sie wesentlich besser als ich.«
»Wir könnten es ja einmal versuchen. Haben Sie mal Zeit?«
»Wie wäre es mit morgen nachmittag?«
Nicole Duval schaute überrascht auf. Bisher hatte sie nicht die geringste Ahnung gehabt, daß ihr Chef sich etwas aus Golf machte.
Zamorra machte sich auch nichts daraus. Er wollte nur die günstige Gelegenheit, sich auf der Schwarzen Burg umzusehen, nicht ungenutzt lassen.
»Wenn es Ihnen genehm ist, komme ich morgen mittag gegen ein Uhr«, sagte Zamorra.
»Das paßt sogar ausgezeichnet. Ich erwarte Sie dann.«
»Sie könnten mir vielleicht bei dieser Gelegenheit auch die Schwarze Burg zeigen.«
Meredith Gloombstone kniff die Augen zusammen. »Die Schwarze Burg?«
»Ja, Ihre Burg, meine ich.«
Zamorra hatte das Gefühl, etwas Falsches gesagt zu haben. Meredith schaute betreten drein.
»Entschuldigen Sie, Gloombstone«, mischte der Earl sich ein. »Es ist meine Schuld, wenn der Professor Ihre Burg so nennt. Aber wir haben uns des Volksmundes bedient, als ich Ihren Besuch für heute avisierte. Der Professor konnte nicht wissen, daß diese Bezeichnung für Sword Castle nicht gern gehört wird.«
»Ist schon gut«, sagte Meredith Gloombstone schnell. »Mit ist es egal, wie meine Burg genannt wird. Nur sind mit dem anderen Namen eben ein paar trübe Erinnerungen verknüpft. Sie müssen wissen, Professor Zamorra, daß sich einige meiner Vorfahren mit Schwarzer Magie beschäftigten. Sie sind keine Ruhmesblätter für die Geschichte unserer Familie. Man kann auch sagen, daß einige meiner Vorfahren heute als Verbrecher bezeichnet würden.«
Er fixierte Professor Zamorra mit seinem einen Auge. Der stupide Ausdruck war aus seinem Gesicht gewichen. Verwundert registrierte es Zamorra.
Auch die anderen hatten die Veränderung bemerkt, die plötzlich mit Meredith Gloombstone vor sich gegangen war. Seine weichen Züge hatten sich gestrafft. Dort, wo sich die Pausbäckchen wölbten, lag die Haut gespannt um die Wangenknochen. Sein eines Auge glühte in

einem dunklen, inneren Feuer. Die vollen Lippen waren dünn wie Striche geworden. Kantig und brutal trat das eckige Kinn aus dem Gesicht.

Gladys stieß einen spitzen Schrei aus. Das Mädchen war totenblaß geworden. Doch Merediths Gesicht änderte sich sofort wieder. Die Wandlung ging unheimlich schnell vor sich. Schon war er wieder der pausbäckige, trottelige Nachbar.

Meredith Gloombstone stand auf.

»Jetzt muß ich aber wirklich gehen«, sagte er. »Herzlichen Dank noch für das ausgezeichnete Mahl. Wir sehen uns dann morgen, Mr. Zamorra!«

Er setzte seine grün-rot karierte Schirmmütze auf, die er die ganze Zeit über auf dem Schoß gehabt haben mußte, und tippte im Aufstehen grüßend an die Krempe. Rosalinda begleitete ihn hinaus.

Auch Gladys war aufgestanden. Sie hastete aus dem Salon. Nach einem kurzen Blickwechsel mit Zamorra folgte ihr Nicole.

Das Mädchen war in den inneren Schloßgarten hinausgerannt. Die herunterhängenden Äste der Trauerweiden zerstörten Nicoles Frisur. Gladys hatte sich auf eine weißgestrichene Rohrbank gesetzt und die Hände vors Gesicht geschlagen.

Auch Winston kam aus dem Haus. Seine Miene war besorgt.

»Was ist mit dir, Gladys?« fragte Nicole. Vorsichtig legte sie ihre Hände auf die zuckenden Schultern des Mädchens.

»Meredith«, kam es stockend. »Meredith – er sah aus wie der Mann gestern nacht in meinem Zimmer…«

***

Gladys hatte sich noch nicht voll beruhigt, als sich Zamorra unter dem Vorwand, sich die Gegend ein wenig anzuschauen, vom Earl verabschiedete. Ernest hatte ihm angeboten, ein Fahrzeug zur Verfügung zu stellen, doch Professor Zamorra hatte dankend abgelehnt.

Er wolle sich die Beine etwas vertreten.

Jetzt befand er sich auf dem Weg ins Dorf. Regenverhangen und tief standen die träge dahinziehenden Wolken. Wie graue Gefängnismauern türmten sie sich über die triste Moorlandschaft um das Schloß. Die Erlen am Wegrand, in deren silbriggrünen Blättern sonst die Sonnenstrahlen tanzten, standen gebeugt und dunkel unter dem leichten Nieselregen, der auf die Blätter raschelte.

Das Dorf lag im Dunst. In einigen Fenstern brannte bereits Licht, obwohl es noch früher Nachmittag war. Die Straße lag wie ausgestorben. Das Wirtshausschild des Pubs pendelte in einem unspürbaren Luftzug. ›Zur stillen Einkehr‹, entzifferte Professor Zamorra.

In der Kneipe waren nur zwei Tische halb besetzt. Einige Jugendliche, deren Mopeds vor dem Haus standen, traten in die Fußstapfen ihrer Väter und warfen Pfeile auf die gelb-schwarze Styroporscheibe. Auf dem Tisch daneben standen halb ausgetrunkene Colaflaschen. Den Wirt sah Professor Zamorra nicht.

Ein Mann saß allein an einem Tisch. Er stierte trübe in sein Glas Ale, dem Dünnbier.

Zamorra steuerte auf den Tisch zu.

Er hatte sich vom Butler Gordon Maxwell beschreiben lassen, bevor er sich auf den Weg ins Dorf machte. Die Beschreibung konnte auf diesen Mann passen. James hatte auch gesagt, daß er Maxwell aller Voraussicht nach im Pub finden würde.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?« fragte Professor Zamorra, und der Mann schaute auf. Er betrachtete den gutgekleideten Professor fast feindselig.

»Ich kann es wohl nicht verhindern«, brummte der Mann.

»Sind Sie Gordon Maxwell?«

Zamorra setzte sich. Interesse flackerte in den Augen des Mannes auf. Seine verschlossene Miene wurde geringfügig offener. Er nickte erwartungsvoll.

»Darf ich Sie zu einem Glas einladen?« Professor Zamorra schaute den Mann zwingend an.

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Ich hörte von dem Erlebnis, das Sie gestern früh am Schloßgraben hatten. Ich möchte vorausschicken, daß ich Ihnen jedes Wort glaube.«

Gordon Maxwell gab sich jetzt keine Mühe mehr, sein Interesse zu verbergen. »Wer sind Sie?« fragte er.

»Mein Name ist Zamorra. Ich bin zur Zeit auf dem Schloß Gast.«

»Und warum glauben Sie meine Geschichte? Ich glaube sie selbst nicht mehr.«

»Weil es Vorfälle gibt, die mit der herkömmlichen Vernunft nicht zu erklären sind. Ich glaube nicht, daß Sie einer Halluzination zum Opfer gefallen sind.«

»Einer Halluzi… Was …?«

»Einem Scheinbild, einer Fata Morgana, oder wie immer Sie spukhafte Erscheinungen nennen wollen.«

»Spuk…?«

Gordon Maxwell war grau geworden. Sein linkes Auge zuckte nervös. Die Knöchel traten weiß aus der Hand hervor, die das Glas hielt.

»Was darf ich Ihnen bringen, Sir?«

Der Wirt war an den Tisch getreten und wischte sich die Hände an seiner ehemals weißen Schürze ab. Er war ein großer hagerer Mann mit einem überdimensionalen Adamsapfel und einer krummen Geiernase unter den stechenden Augen.

»Bringen Sie uns zwei doppelte Whisky. Doch ich würde Sie bitten, Ihre beste Marke zu kredenzen.«

»Der kostet aber auch das Doppelte.«

»Na und?«

Der Wirt wischte sich seine trockenen Hände wieder ab und ging zur Theke zurück. Zamorra wartete, bis er mit den Gläsern wiederkam. Er wollte sich nicht noch mal unterbrechen lassen.

»Cheers«, sagte er nach einer Minute zu Gordon Maxwell, dem Fischer, und stieß mit ihm an.

»Cheers«, sagte auch Maxwell. Er grunzte zufrieden, nachdem der Whisky heiß seine Kehle hinuntergelaufen war.

»Noch mal dasselbe!« Zamorra schnippte mit den Fingern. Er hatte erkannt, so glaubte er, wie er die Zunge von Gordon Maxwell am besten lösen konnte.

»Wollen Sie mir jetzt etwas von Ihrem Erlebnis erzählen?«

Der Fischer sammelte seine Gedanken. Man sah es ihm an, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Er suchte nach einem Anfang für seine Geschichte, dann entschloß er sich, einfach drauflloszureden, was er auch tat.

Zamorra unterbrach ihn nicht ein einziges Mal. Maxwells Story endete dort, wo er die Leiche umgedreht hatte und weggerannt war.

»Wie war die Frau gekleidet? Ich meine, hatte sie moderne Kleider an?«

Maxwells Stirn kräuselte sich. »Jetzt, wo Sie es sagen, fällt es mir auf. Das Kleid war gelb und hatte so komische Pluderärmel. Ich habe so was noch nie gesehen.«

»Könnte es ein Kleid aus einem früheren Jahrhundert gewesen sein?«

»Hm. Ich habe in Ilfracombe mal einen Film gesehen. Da hatten sie auch solche Kleider an.«

»Wie hieß der Film?«

»An den Titel kann ich mich nicht erinnern, aber er handelte um den Freiheitskrieg, als sich die Amerikaner von Großbritannien lossagten.«

Professor Zamorra hatte die Zahlen im Kopf. Der nordamerikanische Befreiungskrieg hatte in den Jahren zwischen 1775 und 1783 stattgefunden.

»Können Sie mir noch etwas über das Messer sagen, das in der Brust der Frau steckte?«

»Ja – ich glaube, das war auch alt. Es war so geschwungen.« Er zeichnete die Konturen des Knaufes in eine Bierlache auf dem Tisch nach. »Er war mit Glasperlen besetzt.«

»Könnten es auch Edelsteine gewesen sein?«

»By gosh«, entfuhr es Maxwell, »auf diese Idee bin ich gar nicht gekommen. Dann war das Ding ja ungeheuer wertvoll!« Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, rechnete er jetzt in Gedanken

nach, was ihm entgangen war, weil er die Waffe nicht sofort aus der Wunde gezogen hatte.

»Was für Steine waren es?«

»Die am Knauf waren grün und rot. Am Ende saß ein größerer. Der war bräunlich.«

»Und sonst ist Ihnen außer der Ähnlichkeit mit Gladys nichts mehr aufgefallen?«

Gordon Maxwell schaute den Professor unentschlossen an. Er wußte noch etwas, doch er wollte es nicht sagen. Einerseits drängte sich die Wahrheit auf seine Lippen, andererseits hielt eine ungekannte Scheu ihn davor zurück, sein Wissen preiszugeben.

Professor Zamorra griff in die Brieftasche. Er zog eine Pfundnote heraus. »Ich habe noch mehr davon.«

Maxwell starrte auf das Geld. Dann griff er hastig danach. »Ich erzähle es Ihnen nicht des Geldes wegen, sondern weil ich denke, daß Sie mir glauben und mich nicht auslachen.«

Seine Stimme sank zu einem heiseren Flüstern herab. Er beugte sich halb über den Tisch und bedeutete Zamorra mit einer Geste, das Ohr seinem Mund zu nähern.

»Die Leiche hat gesprochen…«

Gordon Maxwell hatte erwartet, daß sein Gastgeber erschrocken hochfahren würde, doch Zamorra verharrte in seiner Stellung. »Weiter!« flüsterte er zurück. »Konnten Sie die Worte verstehen?«

Maxwell schluckte vor Aufregung. »Sie sagte – sie sagte: ›In drei Tagen kommt der Henker!‹ Verstehen Sie das?«

»Nicht mehr als Sie«, antwortete Professor Zamorra und lehnte sich wieder an die Rücklehne der Bank zurück. »Aber ich glaube Ihnen.«

Die Brieftasche lag immer noch auf dem Tisch. Zamorra entnahm ihr einen weiteren Schein und schob ihn dem Fischer zu.

»Nehmen Sie ruhig. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Wollen Sie etwas unternehmen?«

»Ich fürchte, daß man hier nichts unternehmen kann. Man muß abwarten. Wenn Sie wieder etwas Unerklärliches erleben, würden Sie mich dann verständigen? Sie erreichen mich im Schloß.«

»Klar, Sir. Ich melde mich dann sofort.«

Zamorra legte noch einige Münzen für die Zeche auf den Tisch und stand auf. »Dann sehen wir uns ja vielleicht noch einmal. Aber eine Frage hätte ich noch. Was erzählt man sich hier über die Schwarze Burg?«

»Nichts Besonderes. Früher wurde der Ort einmal gemieden, glaube ich. Aber ich weiß auch nicht, warum. Heute hat sich das gegeben. Ich habe jedenfalls nichts gehört, und ich höre vieles.«

»In Ordnung«, meinte Professor Zamorra. Er winkte dem Fischer nochmals zu und verließ das Lokal.

Draußen regnete es noch immer…

***

Die Nacht hatte sich auf das Land herabgesenkt. Schwarz wie Tinte lag sie über dem Moor. Kein Stern glitzerte am Himmel.

Man hätte die Schwarze Burg nicht sehen können, wenn nicht in einem Turmzimmer noch Licht gebrannt hätte. Es ging auf Mitternacht zu.

Meredith Gloombstone saß über Aufstellungen, die er nicht verstand. Der Verwalter seiner Ländereien hatte sie am Abend zur Prüfung vorgelegt. Dreimal hatte Meredith die einzelnen Posten durchgerechnet, und jetzt starrte er auf drei verschiedene Ergebnisse auf seinen Zetteln.

Er fuhr sich müde durch das Haar.

»Ich werde den ganzen Krempel morgen meinem Steuerberater übergeben«, seufzte er. Er war rechtschaffen müde.

Er schlug das Buch zu und knipste das Licht der Schreibtischlampe aus. Nur eine trübe Deckenbeleuchtung brannte noch. In ihrem Schein räumte Gloombstone umständlich den Schreibtisch auf, bevor er sich aus dem Zimmer begab. Seine Schlafkammer befand sich im anderen Teil der zwei Türme.

Es war alles ruhig auf Sword Castle. Das Personal hatte sich schon längst schlafen gelegt.

Meredith ging noch kurz in die Bibliothek und öffnete einen Schrank mit Spirituosen. Jeden Abend vor dem Zubettgehen nahm er noch einen Schluck Pfefferminzlikör zu sich. Heute hatte er das Glas besonders nötig. Schon den ganzen Abend hatte er sich nicht wohl gefühlt. Eine innere Unruhe hatte ihn ergriffen, von der er nicht wußte, woher sie kommen konnte. Zuerst hatte er geglaubt, sein Magen würde drücken, doch er hatte zum Nachtmahl nur zarte Toumedos gegessen, ein Gericht, das ihm sonst immer vorzüglich bekam.

Meredith schenkte sich noch ein zweites Glas der grünen Flüssigkeit ein. Auch danach fühlte er sich nicht wesentlich besser. Mit dem festen Vorsatz, am nächsten Tag seinen Hausarzt kommen zu lassen, stieg er die Treppe zu seinem Wohnturm hoch.

Das Schlafzimmer war kreisrund. Die roh behauenen Steine waren hinter Schichten von Dekorationsstoffen verborgen. Wertvolle Gobelins hingen darüber.

Gloombstone schlief in einem Bett mit Baldachin. Er konnte die Vorhänge vorziehen, wenn er am Morgen länger schlafen wollte, denn das einzige Fenster des Raumes wies genau nach Osten. Doch für den morgigen Tag war kein Sonnenschein zu erwarten, und so legte sich Meredith hin, ohne seine kleine Klause der Geborgenheit noch weiter

abzuschirmen.
Seine Pausbäckchen waren noch roter als sonst. Dabei fühlten sich seine Hände klamm und kalt an. Er drückte sie gegen die glühenden Wangen. Meredith hatte Angst vor Krankheiten aller Art. Und jetzt hatte er offenbar Fieber!
Er stand nochmals auf. Im angrenzenden Bad befand sich ein Arzneischrank. Dort hatte er Tabletten aufbewahrt, die das Fieber schnell vertreiben würden.
Das Röhrchen lag auf der länglichen Glasplatte unter dem Spiegel.
Als Meredith Gloombstone danach griff, fiel sein Blick in den Spiegel.
Gloombstones greifende Hand verkrampfte sich. Seine Finger blieben über dem Röhrchen hängen. Es war nicht sein Gesicht, das ihm aus dem Spiegel entgegengrinste. Meredith Gloombstone erstarrte.
Er kannte dieses Gesicht. Er hatte es schon auf einem der übermannshohen Bilder gesehen, die unten in der Wohnhalle hingen und von denen jedes einzelne einen seiner männlichen Ahnen darstellte. Das Bild mit diesem Gesicht hing ziemlich am Ende dieser Reihe.
Es stellte Ebenezer Gloombstone dar. Den Alchimisten. Das rabenschwarze Schaf in der Reihe der Gloombstones. Den Mörder und Verbrecher.
»Du hast mich erkannt, Meredith?« lächelte das Gesicht im Spiegel zynisch. »Ja, ich bin Ebenezer, dein Urahn. Verzeih mir, wenn ich vorübergehend deinen Körper entwenden muß, aber ich brauche ihn dringend.«
Meredith wollte schreien. Er wollte sich bewegen. Er wollte irgend etwas tun. Doch er war zur Unbeweglichkeit verdammt. Sein Kopf gehörte ihm nicht mehr, seine Hände waren nicht mehr die seinen, und seine Füße taten nicht mehr, was er wollte. Sogar sein Gesicht war ihm gestohlen.
»Schlafe, Meredith«, sagte der Mann im Spiegel. »Schlafe tief und fest, ganz tief und fest. Träume von sonnendurchfluteten Weiden, von Silberfäden, die durch den blauen Himmel ziehen. Träume ganz tief und ganz fest. Mein ist die Nacht, und dein ist der Tag. Schlafe jetzt tief…«
Ebenezer Gloombstone stand jetzt vor dem Spiegel. Er horchte in sich hinein, doch die Stimme Merediths in ihm war verstummt.
Die Hand schwebte immer noch über den Tabletten. Ebenezer zog sie zurück. Er hatte kein Fieber mehr. Im Gegenteil, er fühlte ungeahnte Kräfte in sich. Er hatte lange warten müssen. Zweihundert lange Jahre. Doch jetzt war er wieder auferstanden. Jetzt würde er sein Ziel erreichen. Jetzt gehörte Griselda ihm…
Ebenezer verließ das Bad. Dem Schlafzimmer mit dem Baldachinbett widmete er keinen einzigen Blick. Er kannte sein Ziel. Die Burg hatte

sich kaum verändert, seit er sie verlassen hatte. Leichtfüßig und lautlos sprang er die steile Wendeltreppe hinab.

Er brauchte den Haupteingang nicht zu benutzen, um hinauszukommen. Dort, wo die Wendeltreppe begann sich emporzuschrauben, verhielt er seinen Schritt. Er klopfte die Wand ab. Dann hatte er die Stelle gefunden, die er drücken mußte.

Unsichtbar in einer finsteren Ecke verborgen, die nie ein Lichtstrahl traf, ragte eine kaum tastbare Erhebung aus den Steinquadern.

Zuerst ereignete sich gar nichts. Doch dann knarrte und schabte es in der massiven Mauer, als würde sie jeden Moment zusammenbrechen. Ein Spalt tat sich auf. Kühle Nachtluft wehte herein. Sie brachte die Nässe des Regens mit.

Ebenezer Gloombstones Zunge spielte über die Lippen. Wie köstlich diese kalten Tropfen schmeckten. Wie lange hatte er dieses Gefühl vermißt, die Witterung körperlich zu spüren. Zum erstenmal war es ihm in dieser Nacht gelungen, voll von Meredith Besitz zu ergreifen, sein fleischloses Geisterdasein abzustreifen wie eine lästige Haut.

Die Gestalt trat durch den mannshohen Spalt hinaus in die Nacht.

Sie hob ihr Gesicht mit dem kantigen brutalen Kinn dem Wind entgegen. Lange schwarze Haare umflatterten das hagere Gesicht.

Vergangene Nacht war er schon einmal in Exmoor Castle gewesen. Da hatte er noch als Geist schweben können. Heute mußte er seinen neuen Körper benutzen. Es bereitete ihm Vergnügen, durch das hohe nasse Farnkraut zu steigen, die Äste gegen die Haut peitschen zu lassen.

Ebenezer Gloombstone ließ sich Zeit. Er konnte warten. Er wollte sicher sein, daß auf Exmoor Castle alle schliefen. Sein Vorhaben vertrug keine Zeugen. Er würde sich Griselda holen. Mit Gladys' Körper konnte er Griselda aus der Ewigkeit zurückreißen in das Zwischenreich der Dämonen, zu einem Dasein zwischen Leben und Tod. Ihre Gegenwart würde ihm den Aufenthalt erträglich machen.

Die Gestalt schritt aus, als wäre sie den Weg schon immer gegangen. Widerspenstiges Unterholz kratzte an seinen Händen, tief sanken die dunkelbraunen Lederstiefel in den dichtbemoosten Boden.

Immer noch war der Himmel verhangen. Regen tropfte dick von Nadeln und Blättern. Nach zwanzig Minuten hatte Ebenezer Exmoor Castle erreicht.

Die Mauern des Schlosses ragten steil auf. Wilder Wein rankte an den Steinquadern empor. Gladys' Zimmer lag zur Südseite, zum Wassergraben hinaus. Zwischen den Schloßmauern und dem teilweise mit Seerosen bedeckten Wasser lief noch ein schmaler Saum festen Erdreichs. Ein Mann konnte bequem darauf gehen.

Gloombstone verließ die Brücke zum Innenhof. Elegant sprang er die zwei Meter zum Erdsaum hinab und landete auf allen vieren. Er hatte

sich an den neuen Körper gewöhnt. Er beherrschte seine Muskeln und Sehnen immer besser.

Die Gestalt drückte sich an der Wand entlang, bis sie unter Gladys' Zimmer verharrte. Sie zog an den Weinranken und probierte aus, ob sie stark genug waren, das Gewicht zu tragen. Offensichtlich fiel die Probe zur Zufriedenheit Gloombstones aus, denn er begann, sich am Wein emporzuhangeln. Mit affenartiger Geschicklichkeit kletterte er die steile Mauer hoch.

Vorsichtig tastete er schließlich nach dem Fenster zu Gladys' Zimmer. Es war fest verschlossen.

Gloombstone murmelte einen Zauberspruch…

***

Zamorra konnte nicht einschlafen. Die Unterhaltung mit Gordon Maxwell ging ihm nicht aus dem Kopf. Er glaubte dem Mann. Er gehörte nicht zu jenen Wichtigtuern, die sich um jeden Preis in die vorderste Reihe drängen wollen. Seine Schilderung der Vorfälle am Schloßgraben war zu plastisch gewesen, als daß er, der nicht die Fähigkeit hatte, sich großartig zu artikulieren, gelogen haben könnte.

Zamorra hatte noch in der Familienchronik nachgeblättert, aber nichts wesentlich Neues darin entdeckt. Die Lösung des Rätsels war jedenfalls nicht auf Exmoor Castle zu finden. Er hoffte, daß er nach dem Besuch der Schwarzen Burg klüger sein würde.

Zamorra hatte das Licht gelöscht und saß im Dunkeln. Er hockte auf seinem Bett und starrte in die Finsternis. Der Duft der verlöschten Kerze lag noch in der Luft. Ihr Rauch zog auf das Fenster zu. Die Läden schlossen nicht ganz dicht. Das Fenster hob sich schwach gegen die übrige Dunkelheit ab.

Der Professor wußte nicht, wie lange er so gesessen hatte, schweigend und seinen Gedanken nachhängend. Die Umwelt war um ihn versunken gewesen. Doch jetzt setzte er sich gerade auf. Irgend etwas hatte ihn aus seinen Gedanken aufgeschreckt. War es ein Geräusch?

Exmoor Castle war voller Geräusche. Dielen knarrten, in den Wänden schabte es. Wenn man sich genügend konzentrierte, konnte man eine Vielzahl dieser verschiedenen Geräusche ausmachen. Doch die waren es nicht, die Zamorra plötzlich hellwach hatten werden lassen.

Er stand auf und lauschte.

Nichts! Absolut nichts außer dem vertrauten Flüstern des Gemäuers und seines Inventars. Und trotzdem mußte es irgend etwas gegeben haben.

Zamorra war keine furchtsame Natur, und doch sträubten sich jetzt bei ihm die Nackenhaare. Er gehörte zu jenen Menschen, die man gern als übersensitiv bezeichnet, die einen sechsten Sinn für alles

Außerplanmäßige haben, die es spüren, wenn ein Ereignis auf sie zurollt. Nicht zuletzt deshalb war Professor Zamorra für seine parapsychologischen Forschungen prädestiniert.

Und sein Sinn sagte ihm, daß etwas Schreckliches im Gange war.

Ein innerer Trieb zwang Zamorra aufzustehen und zum Fenster zu gehen. Er konnte diesen Trieb nicht motivieren. Er war einfach da.

Zamorra öffnete das Fenster. Der Wind stob in die Vorhänge und ließ sie schweben wie Spinnweben in einer Gruft, durch die Zugluft fährt.

Der Professor beugte sich weit hinaus über die Brüstung. Mit den Händen hielt er sich am Fenstersims fest, um nicht hinauszustürzen.

Sein Blick glitt über den schwarzglänzenden Wasserspiegel des Schloßgrabens, doch Zamorra forschte vergebens. Er sah nichts, was seine Aufmerksamkeit gerechtfertigt hätte.

Wenn nicht in diesem Augenblick wieder jenes Geräusch gewesen wäre, das ihn aus seinen Gedanken gerissen hatte. Sein Kopf fuhr herum, auf die Ranken des wilden Weins zu.

Da – ein Schatten, schon ganz oben an einem Fenster. Die Blätter raschelten. Eine dunkle Gestalt hob sich schwach gegen die Mauer ab. Die Gestalt turnte genau auf Gladys' Fenster zu.

Zamorra hatte genug gesehen. Er ahnte mehr, als er wußte, daß Gladys wieder Besuch bekommen sollte. Er fuhr herum und schlug krachend das Fenster zu.

Das Klirren schnitt in die Stille. Dann war Zamorra schon an der Tür.

Das Krachen des zuschlagenden Fensters war nicht so laut gewesen, daß auch andere Bewohner des Schlosses davon erwacht wären.

Jedenfalls zeigte sich niemand auf dem Flur, als Zamorra leise wie ein Panther auf Gladys' Tür zuschlich.

Er legte sein Ohr an das Schlüsselloch.

Gladys atmete unruhig. Zamorra hörte, wie sie sich auf dem Bett von einer Seite auf die andere warf. Zamorra glaubte schon, sich getäuscht zu haben, als er Schritte hörte, die unmöglich von Gladys stammen konnten. Die Schritte waren kräftig und derb. Lederzeug knarrte.

Zamorra drückte die Klinke herunter, um überraschend eintreten zu können. Doch die Tür war verschlossen!

Gladys schrie unterdrückt auf. Es klang, als wäre ihr im letzten Augenblick der Mund zugehalten worden. Es wurde nur ein halblautes, heiseres Keuchen aus ihrem Schrei.

Zamorra durfte nicht mehr zögern. Er trat einige Meter zurück und nahm Anlauf. Seine Schulter krachte gegen die massive Tür. Sie gab nicht nach.

Im Zimmer waren die Geräusche verstummt. Zamorra versuchte es nochmals. Kurz bevor er wieder aufprallte, hörte er noch, wie sich der Schlüssel im Schloß drehte. Ohne Widerstand zu leisten, flog die Tür auf.

Vom eigenen Schwung mitgerissen, flog Zamorra ins Zimmer.

Geschickt rollte er sich ab, doch er kam nicht auf die Beine. Etwas hatte ihn mit stählernen Klauen an den Schultern gepackt und drückte ihn zu Boden. Der Angreifer mußte ungeheure Kräfte besitzen. Zamorra konnte sich keinen Millimeter bewegen, und der Druck wurde immer stärker. Bald mußten die ersten Knochen bersten.

Der Atem des Professors ging keuchend.

Brutal wurde Zamorra gegen den Boden gepreßt. Unter ihm begannen die Dielen zu brechen. Ein Brett splitterte auf.

Dann wurde Zamorra plötzlich wie eine Puppe hochgezogen. Seine Beine hingen in der Luft. Noch hatte der Professor den Angreifer nicht gesehen, doch der Kerl mußte hinter ihm stehen.

Zamorra schlug wild mit den Beinen nach hinten. Doch diese Schläge hatten System. Die Waden knallten gegen die Hüften des Angreifers, die Beine verschränkten sich in seinem Rücken. Dann rückte Zamorra mit aller Kraft nach unten. Sein Oberhemd blieb teilweise in den Klauen des Angreifers zurück, Zamorras Oberkörper aber fuhr dem Boden entgegen.

Er zog den Kopf ein und tauchte durch die Beine des hinter ihm Stehenden durch. Gleichzeitig zog er mit aller Macht an den Stiefeln des Gegners. Durch den damit erreichten Schwung stürzten beide zu Boden.

Während die Gestalt auf das Gesicht schlug, fiel Zamorra auf den Rücken.

Er war sofort wieder auf den Beinen. Mit einem schnellen Seitenblick vergewisserte er sich, daß Gladys nichts passiert war. Das Mädchen saß im Bett, der Mund stand weit offen, doch die junge Frau brachte keinen Ton heraus.

Zamorra konnte sich nicht weiter um das Mädchen kümmern, denn in die Gestalt am Boden war wieder Bewegung gekommen. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Zamorra stellte nur mit Verwunderung fest, daß ein Auge des Gegners dumpf im Dunkeln leuchtete. Ein Leuchten des abgrundtiefen Hasses.

Ein tierischer Knurrlaut entrang sich der Kehle Ebenezer Gloombstones. Seine Hände flogen auf Zamorra zu. Doch der hatte jetzt aufgepaßt und war mit einem Schritt zur Seite gesteppt. Er ließ seine Handkante auf den vorgestreckten Arm des Gegners schnappen.

Jedem lebenden Wesen wären jetzt die Knochen zerbrochen. Aber nicht bei Gloombstone.

Jetzt wußte Zamorra, mit welcher Art von Wesen er es zu tun hatte.

Jetzt griff Gloombstone schon wieder an. Wie ein Roboter, der auf Mord programmiert ist.

Zamorra wich zurück, bis er die Wand hinter sich spürte. Gloombstone stand gebückt vor ihm. Es gab kein Entrinnen.

Zamorra versuchte einen Ausfall, doch der Gegner schien jede seiner Bewegungen schon vorher zu erkennen. Er blockte Zamorras Schritt mit seinem Körper ab.

Die Hände des Professors tasteten hinter sich die Wand ab. Fanden einen Tisch, auf dem ein schwerer Silberleuchter stand. Zamorra packte ihn.

Mit einem wilden Aufschrei schleuderte er ihn der Gestalt ins Gesicht. Einen Augenblick lang war sie aus der Fassung gebracht. Zamorra nützte die Gelegenheit, am Angreifer vorbeizuwischen und zum Fenster zu laufen.

Endlich war auch die Starre von Gladys gewichen. Die Nachttischlampe flammte auf.

Zamorra konnte das Gesicht des Mannes jetzt erkennen. Für immer prägte es sich in sein Gedächtnis ein.

Er konnte das Gesicht nur einen Sekundenbruchteil lang sehen, denn der Mann riß die Arme schützend davor, als das Licht gleißend in das Dunkel brach.

Die einäugige Gestalt rannte blind auf Zamorra zu, hin zum Fenster. Ein wuchtiger Schlag sollte den Professor treffen, doch der duckte sich ab, unterlief den Gegner und ging wieder hoch, als er dessen Gewicht über sich spürte.

Ebenezer Gloombstone schoß fast waagerecht aus dem Fenster.

Gestreckt wie ein Brett flog er auf die Wasserfläche zu.

Zamorra sah, wie der Körper im Wasser aufschlug und versank.

Wenig später tauchte ein Kopf auf, er bewegte sich auf das Ufer zu.

Die Gestalt zu verfolgen, hätte keinen Zweck gehabt. Die Dunkelheit der Uferböschung verschluckte sie.

Zamorra wandte sich um.

Erst jetzt begann Gladys zu schreien.

***

Zamorra war mit zwei Schritten bei ihr. »Ruhig«, sagte er, »die Gefahr ist vorbei.«

Das Schreien des Mädchens brach ab. Ein trockenes Schluchzen entrang sich Gladys’ Kehle.

Zamorra setzte sich zu ihr aufs Bett, nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte.

Niemand kam. Es war offensichtlich keiner geweckt worden. Vielleicht hatte auch der schwere Wein vom Abend dazu beigetragen, daß alle weiterschliefen.

Professor Zamorra streichelte dem Mädchen über das Haar, bis das Zucken der Schultern schwächer wurde und schließlich ganz aufhörte. Gladys hatte sich zumindest so weit beruhigt, daß man wieder mit ihr sprechen konnte.

»Warum haben Sie das Fenster offen gelassen?« fragte Zamorra sanft.
Sie schaute ihn aus feuchten Augen an. »Habe ich doch gar nicht!«
Professor Zamorra stand wieder auf und ging zum Fenster hinüber. Er besah sich den Verschluß und nickte unmerklich.
Der Riegel war geschmolzen. Erkaltete Metalltropfen glänzten auf dem Holz des Fensterbrettes.
Er sagte nichts, als er zu dem Mädchen zurückging.
Gladys schaute ihn fragend an.
»Es wurde aufgedrückt«, sagte Zamorra. »Sie sollten morgen nicht hier schlafen.«
»Sie glauben, er kommt wieder?«
Unverhohlene Angst stand in Gladys' hübschem Gesicht.
»Ich fürchte, ja. Können Sie mir sagen, was vorgefallen ist, bevor ich ins Zimmer kam?«
»Nicht viel. Ich wachte auf, und dieser Mann stand vor mir. Sein Auge leuchtete so gräßlich. Ich habe auf gar nichts anderes geachtet.«
»Was sagte er?«
»Ich habe nicht aufgepaßt. Alles ist wie ein schrecklicher Traum gewesen. Ich weiß nur noch, daß er mich mit Griselda angesprochen hat. Und daß ich bald ihm gehören würde. Oh, es war so schrecklich!«
Das Mädchen schlug die Hände vors Gesicht.
»Was war noch?« bohrte Zamorra weiter.
»Plötzlich dachte ich, ich wäre nicht mehr ich selbst.«
»Sie täuschen sich«, meinte Zamorra gegen sein besseres Wissen.
»Das Gefühl hat nichts zu sagen. Das war die Aufregung. Können Sie mir sonst noch etwas sagen?«
»Nein. Es ist alles viel zu schnell gegangen. Ich war kaum wach, als Sie schon hereinkamen. Ich muß mich noch bei Ihnen bedanken.«
»Das müssen Sie nicht. Sie müssen jetzt schlafen.«
»Und Sie denken, ich könnte wirklich schlafen?«
»Ich werde Ihnen eine Tablette bringen. Oder wenn Sie wollen, hypnotisiere ich Sie auch.«
»Hypnotisieren? Können Sie das denn?«
»Natürlich.« Professor Zamorra lächelte milde. »Es ist nichts dabei. Sie werden dann ruhig und friedlich schlafen.«
Gladys dachte nach.
»Ich habe Angst«, sagte sie unvermittelt.
»Auch Ihre Angst wird vergehen. Es sind ein paar Dinge passiert, die auch ich nicht voll erklären kann. Vermutlich werden wir auch keine natürliche Erklärung dafür finden. Sie müssen sich damit abfinden, daß wir hier mit okkulten Dingen konfrontiert werden, denen mit Lexikonwissen nicht beizukommen ist. Aber Sie sollten trotzdem keine Angst haben. Ich weiß, das ist viel verlangt. Aber alles weist darauf hin, daß der Spuk morgen nacht vorbei ist. Sie werden Ihren Winston

heiraten, und wenn das erste Baby unterwegs ist, haben Sie diesen Spuk längst vergessen.«

»Was wissen Sie darüber, Professor Zamorra?«

»Ich bin auch nur auf Vermutungen angewiesen.«

»Erzählen Sie.«

»Es hängt aller Voraussicht nach mit der Vergangenheit Ihrer und der Familie der Gloombstones zusammen. Sie ähneln Griselda, und Sie wissen aus Ihrer Familiengeschichte, daß Griselda getötet wurde. Ein Täter wurde nie gefunden, doch ich nehme an, daß es Ebenezer Gloombstone war. Er begehrte Griselda. Ich denke, daß er wiedergekommen ist.«

»Der Mann – der Mann heute war ein Geist?« Gladys riß entsetzt die Augen auf.

»Der Geist von Ebenezer Gloombstone. Er hat die Werbung um Griselda noch nicht aufgegeben.«

»Und er glaubt, ich wäre…?«

»Sie wären eine Reinkarnation Griseldas, eine wiedergeborene Griselda. Ebenezer Gloombstone war vermutlich ein Magier, der sich die Geschöpfe der Hölle zu Willen machte. Irgendwie hat er es geschafft, auf diese Welt zurückzukommen.«

Gladys verschloß die Augen vor dem Unfaßbaren.

»Sie müssen jetzt sehr tapfer sein, Gladys. Aber ich schwöre Ihnen, ich werde Ihnen beistehen.«

Zamorra hatte mit fester, männlicher Stimme gesprochen. Das Mädchen schaute zu ihm auf.

»Ich weiß auch nicht, warum. Aber ich vertraue Ihnen, Professor Zamorra. Bei Ihnen fühle ich mich geborgen. Nehmen Sie meine Hand, und hypnotisieren Sie mich.«

Zamorra lächelte. »Legen Sie sich ganz entspannt hin. Ganz ruhig und entspannt. Leeren Sie Ihren Kopf, befreien Sie ihn von allen Gedanken, und schauen Sie mir tief in die Augen. Ganz tief. Je länger Sie mir in die Augen schauen, um so stärker fühlen Sie die Müdigkeit in Ihren Gliedern. Sie wollen nur noch schlafen. Nichts als schlafen…«

Professor Zamorra hatte den Kontakt hergestellt. Er fuhr mit seiner Suggestion fort, bis Gladys die Augen schloß und immer tiefer in den hypnotischen Schlaf hinüberglitt. Zamorra machte einen Schlaf des Vergessens daraus.

Gladys würde sich am kommenden Morgen an nichts mehr erinnern, was in dieser Nacht vorgefallen war. Zamorra nahm ihr vorsichtig die Erinnerung daran aus dem Gedächtnis. Mehr konnte er im Augenblick nicht für das Mädchen tun.

Er war nicht annähernd so optimistisch in bezug auf die weitere Entwicklung der Dinge, wie er sich gegeben hatte.

Morgen war ein besonderer Tag.

Er mußte die Entscheidung bringen.

***

»Guten Morgen, Lady Gladys.«

Nicole hatte das Mädchen auf dem Weg zum Frühstück getroffen.

Gladys schaute irritiert hoch.

»Fehlt Ihnen was?« fragte Nicole besorgt.

»Ach, guten Morgen, Miss Duval. Ich habe Sie gar nicht bemerkt. Ich mußte an die vergangene Nacht denken. Ich hatte irgendeinen Traum, aber er fällt mir einfach nicht mehr ein.«

»Dann wird es so wichtig nicht gewesen sein«, tat Nicole ab.

»Vermutlich haben Sie recht. Ist Ihnen Winston schon begegnet?«

»Nein, ich komme eben aus meinem Zimmer. Ist die Vorfreude auf heute abend schon so groß?« Nicole lächelte verständnisvoll.

»Es geht. Eigentlich wollte ich mit ihm ausreiten.«

»Wahrscheinlich ist er schon unten. Gespornt und gestiefelt. Ein Mädchen wie Sie läßt man doch nicht warten.«

»Das möchte ich ihm auch geraten haben.« Gladys lachte. Sie dachte nicht mehr an das, was sie für einen Traum hielt. »Ich muß das nämlich ausnützen, solange seine Alten noch nicht hier sind«, fuhr das Mädchen reichlich respektlos fort. »Sie werden sich über die Bannets wundem. Die Mutter geht ja noch, aber der Lord ist dermaßen verkalkt, daß man jeden Augenblick annehmen muß, sein Aristokratenhaupt müßte sich in weißen Staub auflösen. Sie werden ihn ja bald kennenlernen. Ich möchte nicht hier sein, wenn er aufkreuzt.«

Nicole schmunzelte. Das Mädchen konnte reden wie ein Wasserfall. Wie ein besonders frischer. Gladys stürmte in das Frühstückszimmer voraus.

»Ich habe herrlich geschlafen«, sagte sie gut gelaunt und drückte ihrem Pa ein Küßchen auf die Stirn. Der registrierte es mit Genugtuung.

»Dann bist du ja in der richtigen Laune, dich zu verloben. Winston hat übrigens schon gefrühstückt. Er ist bereits draußen bei den Pferden. Für dich läßt er den Fuchs satteln.«

»In Ordnung.« Gladys setzte sich und machte sich über die frischen Brötchen her. Sie aß mit gutem Appetit. Sie sah ausgeruht und befreit aus. Zamorra sah es, als er wenig später ebenfalls in den Frühstückssalon kam und mit am Tisch Platz nahm.

»Hallo, Professor«, polterte Ernest Earl of Blakeborne. »Ich habe Sie schon vermißt. Ist Ihnen der Wein gestern auch zu Kopf gestiegen?«

Zamorra grinste belustigt. »Ich habe gar keinen Wein getrunken.«

Der Earl schaute ihn etwas von unten herauf an. »Sollte ich der einzige gewesen sein, der ein wenig über den Durst getrunken hat?«

»Du warst voll bis zum Rand, Pa«, kicherte Gladys. »Du hast Professor Zamorra sogar Gespenstergeschichten erzählt. Weißt du das nicht mehr?«

»Kaum. Mir ist irgendwann der Film gerissen. Aber laßt uns jetzt von neuen Taten sprechen. Die Nacht ist vorbei. Wie fühlst du dich, Täubchen?« fragte er, an die Tochter gewandt.

»Ich könnte Bäume ausreißen«, sagte sie, »vorausgesetzt, du hast mir noch ein paar übriggelassen. Mama ist wohl nicht hier.«

»Merkt man das?« fragte der Earl grinsend. »Sie fuhr schon sehr früh nach Ilfracombe, um sich beim Blumenhändler unbeliebt zu machen. Sie glaubt, die Floristen schaffen es nicht allein, die Buketts und Dekorationen herzuschaffen. Der Händler kann einem leid tun.«

»Ich glaube eher, Ma ist nur in die Stadt gefahren, um meinem künftigen Schwiegerpapa aus dem Weg zu gehen.«

»Um Himmels willen!« Der Earl schlug sich gegen die Stirn. »Francis kommt ja auch noch. Wie hat der Kerl es nur geschafft, einen vernünftigen Sohn in die Welt zu setzen. Verdammt, ich glaube, ich fahre auch in die Stadt und kümmere mich um die Getränke.«

»Du kannst Francis doch nicht allein durch unser Schloß geistern lassen. Du weißt, wie gern er sich verläuft.«

»Hm.« Der Earl setzte eine Verschwörermiene auf und beugte sich zum Professor hinüber. »Francis' Gedächtnis ist ein Sieb mit drei Millionen Löchern, müssen Sie wissen, Professor.«

»Ich bin sehr gespannt auf Seine Admiralität.«

»Er bildet sich mächtig was ein auf seinen Rang. Tatsächlich ist er jedoch nie zur See gefahren. Er hat es immer verstanden, geschont in der Etappe ruhigere Tage abzuwarten. In seiner Phantasie holt er jetzt nach, was er dadurch alles versäumt hat. Aber Sie werden es ja erleben. Ich würde Sie nur bitten, ihm Ihre Meinung nicht durch offenes Hohngelächter kundzutun. Er hält das für Subordination und degradiert Sie zum Maat.«

»Ich werde es überleben. Im übrigen glaube ich nicht, daß ich sehr lange im Genuß seiner Gesellschaft sein kann. Ich möchte Meredith Gloombstone besuchen und vorher noch einmal ins Dorf gehen.«

»Meredith ist zwar auch kein besonders angenehmer Zeitgenosse, aber Sie machen mit Sicherheit den besseren Schnitt.«

James, der Butler, kam herein.

»Seine Lordschaft ist soeben vorgefahren.«

Gladys fuhr hoch, als säße sie auf einem Nadelkissen. »Ist Winston noch draußen?«

»Der junge Herr hat es vorgezogen, zusammen mit den Pferden in die Stallungen zurückzuweichen, als er des Gefährtes Seiner Lordschaft ansichtig wurde.«

»Gott sei Dank. Tschüs, Paps. Ich nehme den Weg durch den Kü-

chentrakt und die Vorratskammern. Grüße Seine Lordschaft freundlich von mir. Leider sehe ich ihn erst zum Mittagessen.«

Gladys verschwand. Ihr zweites Marmeladentoast hatte sie nur halb gegessen.

Der Earl legte das Tafelmesser aus der Hand und stand auf. »Dann muß ich wohl«, seufzte er. »Stehen Sie mir bei, Professor?«

»Aber gern.«

»Oh, entschuldigen Sie. Ich übersah ganz, daß Sie noch nicht zu Ende gegessen haben.«

»Das macht doch nichts. Ich bin schon fertig.« Zamorra stand auf.

»Charmanter Lügner«, grinste der Earl. »Andererseits wird anschließend ohnehin ein Imbiß gereicht. Dabei gibt es auch etwas Alkoholisches. Meine Kehle ist wie ausgebrannt. Holen Sie Seine Lordschaft herein, James.«

»Sehr wohl, Sir.«

Der Butler verschwand. Der Earl und Professor Zamorra folgten ihm in die Empfangshalle. Nicole frühstückte seelenruhig weiter, obwohl auch sie inzwischen gespannt auf den Admiral war. Wenn man den vermutlich leicht übertriebenen Schilderungen des Earls glaubte, mußte er ein sehr fideles Haus sein.

Er war es auch. Zamorra stellte schon auf den ersten Blick fest, daß der Earl nicht einmal übertrieben hatte.

Lord Francis war hoch gewachsen und dürr wie ein Mannequin nach einer radikalen Schlankheitskur. Sein Haar war schlohweiß und bestand in der Hauptsache aus einigen dünnen Fäden. Der Lord war in vollem Ornat gekommen. Er hatte die rote Jacke der höchsten Offiziersränge an, Goldkordeln umspannten die wenig beeindruckende Brust. Sein Gesicht war der Physiognomie eines Geiers nicht unähnlich, nur war die Haut von einer ungesunden Blässe mit blaßrosa Flecken durchsetzt.

Doch sehr lebendig waren seine Augen, die tief in Höhlen unter ebenfalls weißen Brauen lagen. Wären sie rot gewesen, hätte man Seine Lordschaft für einen Albino halten können.

Zamorra blieb stehen, als der Earl die Freitreppe hinunterging. James hielt sich in respektvollem Abstand.

»Alte Landratte!« brüllte der Admiral los, und der Professor wunderte sich, daß er eine sehr melodische und vollkommen unmilitärische Stimme hatte. Sie war auch nicht auf Exerzierplätzen verbraucht worden.

»Hallo, Admiral«, antwortete der Earl und schlug dem Besucher auf die dürre Schulter, daß er ein wenig in die Knie ging. »Herzlich willkommen. Ich sehe, du bist für heute abend schon kostümiert.«

Der Lord schaute den Earl leicht indigniert an. »Kostümiert?« fragte er. Dann verzog sich sein schmallippiger Mund zu einem dünnen

Lächeln. »Wann werde ich mich an deine Art von Humor gewöhnen, Ernest? Du hast eben nicht gedient.«

»Gott sei's getrommelt und gepfiffen«, lachte der Earl. »Der Kelch ist an mir vorübergegangen. Wo hast du Margareth versteckt? Im Bug oder im Heck deines Wagens?«

Der Wagen war ein uralter Rolls-Royce, der gut und gern schon die Schlacht von Trafalgar gesehen haben konnte, wenn historische Daten nicht dagegen gesprochen hätten.

»Sie sitzt achtern«, erklärte der Lord, »ist unterwegs eingenickt. Trotz des starken Seegangs.«

Damit meinte er wohl der Tatsache Erwägung getan zu haben, daß die Straße zum Schloß nicht frei von Schlaglöchern war.

Doch Margareth war schon aufgewacht. Die Frau des Lords war der schlagende Beweis für die These, daß sich Gegensätze anziehen.

Sie war fast so breit wie hoch und kletterte mühsam aus dem Fond, bis der Earl ihr galant die Hand reichte.

»Grüß dich, Margareth. Schön, daß wir uns wieder einmal sehen. Du warst lange nicht mehr auf Exmoor Castle.«

»Das Reisen bekommt mir nicht, Ernest. Vielleicht wäre es besser, wenn ich allein reisen würde, denn Francis kann einem ganz schön auf die Nerven gehen.«

»Sage das nicht, Margareth. Du tust mir unrecht. Aber schließlich kann ich nichts dafür, wenn die Wege auf Land…«, entschuldigte sich der Admiral.

»Davon spreche ich auch gar nicht«, ächzte Lady Bannet. Sie hatte das Auto endlich verlassen und reichte ihrem Mann nicht mal bis zu den Schultern. »Ich spreche davon, wie du deinen neuen Chauffeur traktiert hast.«

Der Admiral schniefte geringschätzig. »Ein unmöglicher Mensch, dieser neue Kutscher. Wir haben uns doch glatt verfahren. Ich sage Backbord geht's lang, und dieser Ausbund an Unverstand fährt doch tatsächlich rechts. Da muß einem der Kamm ja hochgehen!«

»Wo ist er jetzt?« fragte der Earl.

»Er ist davongerannt, als wir hier angekommen waren und ich ihm mit Prügel drohte«, antwortete der Lord. »Oh, wer ist denn da?« Er nahm Blickrichtung auf Zamorra. »Ich kenne ihn gar nicht.«

Professor Zamorra löste sich von der Wand, gegen die er sich mit verschränkten Armen gelehnt hatte. Er schritt die paar Stufen hinunter auf die Gruppe neben dem Auto zu.

»Das ist Professor…«, begann der Earl die Vorstellung.

»Ah, ein Professor«, fiel ihm der Admiral ins Wort. »Ein Intellektueller! Aha! Bestimmt nicht gedient. Keinen Mumm in den Knochen, lasche Haltung und…«

»Francis!«

»Unterbrich mich nicht andauernd, Margareth. Lassen Sie mich schätzen, Professor. Sie müssen wissen, meine Menschenkenntnis ist untrüglich. Sie studieren das Leben der Schmetterlinge, stimmt's? Ich habe mich noch nie getäuscht! Von den letzten drei Professoren, die mir vorgestellt waren, studierte einer Ameisen, der andere irgendwelche Altertümer außerhalb des Commonwealth, total unnötige Sache natürlich, und der dritte gab sich mit dieser nichtsnutzigen Raumfahrt ab. Jetzt müßte wieder ein Professor für Schmetterlinge an der Reihe sein. Sagen Sie nichts. Ich habe recht.«

»Fast«, sagte Professor Zamorra. »Ich bin Historiker. Besonders interessieren mich die ruhmreichen Tage der englischen Flotte. Dem Leben von Sir Francis Drake habe ich viele Jahre gewidmet.«

»Dachte ich mir es doch gleich«, entfuhr es dem Admiral, »Ihre Krawatte hat mich einen Augenblick irritiert. Der Professor mit den Schmetterlingen hatte fast dieselbe wie Sie. Doch jetzt sehe ich den Unterschied. Natürlich. Wie dumm von mir! Sie können ja nur Historiker sein. Historiker und nichts anderes. Sie beschäftigten sich mit Sir Francis Drake.«

Der Admiral streckte dem Zivilisten tatsächlich die Hand entgegen. Eingeweihte wußten, daß es so ziemlich die größte Gnade war, die Seine Lordschaft einem Zivilisten gewährte.

»Ich heiße mit Vornamen nämlich auch Francis«, warf er sich in die schmale Brust. »Freunde behaupten sogar, ich hätte eine frappante Ähnlichkeit mit diesem alten Haudegen.«

»Unverkennbar«, sagte Professor Zamorra, »Ihre Freunde haben Sie nicht belogen.«

Margareth Bannet warf Zamorra einen mißtrauischen Blick zu, doch der fühlte sich nicht betroffen.

Der Earl griff ein. »Sicher wird es noch viele Gelegenheiten geben, bei denen du dich mit Professor Zamorra über Sir Francis Drake, den Seehelden, unterhalten kannst. Aber jetzt möchte ich euch hineinbitten. Ein Imbiß ist vorbereitet.«

Seine Lordschaft schaute auf die Armbanduhr. »Hm«, sagte er, »sechs Glas. Dann laß uns mal in die Offiziersmesse gehen.«

Der Admiral stapfte los. Plötzlich verhielt er. »Wo ist mein Sohn? Wenn ich richtig informiert bin, verlobt er sich doch heute mit deiner Tochter Dorothy?«

»Gladys«, sagte der Earl mit einem hilfesuchenden Blick zum Himmel.

»Nein, mein Sohn heißt Winston. Das weiß ich genau.«

»Aber meine Tochter heißt Gladys.«

»Sagte ich doch. Wo ist Winston?«

»Er reitet mit Gladys aus.«

»Gute Sache. Schade, daß man auf Schiffen nur schlecht reiten kann.

Ich kannte mal ein Schiff, das hieß auch Gladys. Es ist 1934 im Skagerrak gesunken. Ein gutes Schiff. Ich glaube, Winston hat einen vorzüglichen Griff getan. Aber jetzt entern wir die Bude.«

Der Admiral stapfte erneut los. Seine Frau konnte ihm kaum folgen.

»Na?« fragte der Earl außer Hörweite den Professor. »Habe ich zuviel versprochen?«

»Seine Lordschaft ist sehr bemerkenswert«, antwortete Zamorra und zwinkerte dem Earl zu.

»Folgen wir ihm, bevor er glaubt, eine Seeschlacht in meinen Aquarien inszenieren zu müssen.«

»Einen Augenblick noch, Ernest. Sie haben eine Bemerkung fallenlassen, mit der ich nicht ganz klar kam. Sie sagten etwas von Kostü- mierung…«

»Oh! Habe ich das tatsächlich vergessen? Die Verlobung heute abend findet im Rahmen eines Kostümballs statt. Gladys hat darauf bestanden. Sie hat ein Buch von diesem verrückten George Westmister gelesen, und der schilderte darin einen Maskenball in Venedig, bei dem nebenbei noch geheiratet wurde. Jetzt bildet sie sich ein, sie müßte so etwas auf ihrer Verlobung haben. Ich habe es versucht, doch ich stand auf verlorenem Posten, als ich ihr diesen Unsinn ausreden wollte. Also wird sich kostümiert verlobt. Für Sie habe ich natürlich auch was. Im Schloß existiert noch eine Kleiderkammer. Dort ist bestimmt auch etwas für Sie und Ihre reizende Begleiterin.«

»Kann sich jeder kostümieren, wie er will, oder gibt es Vorschriften?«

Plötzlich wurde Ernest Earl of Blakeborne bleich im Gesicht. »Es gibt ein Motto«, sagte er.

»Sie sind blaß geworden. Was ist mit Ihnen?«

»Das Motto heißt: Vor zweihundert Jahren!«

»Und wer hatte die Idee?«

»Meredith Gloombstone…«

***

Professor Zamorra hatte es verhindern könnten, am Mittagessen teilnehmen zu müssen. Er hatte im Dorf gespeist. Auch Nicole hatte Exmoor Castle vorübergehend verlassen. Sie war mit Gladys nach Ilfracombe gefahren, wo das Mädchen bei der Schneiderin der Familie das Kleid abholte, das sie heute abend zur Verlobungsfeier tragen wollte.

Das Essen im Pub war fast ungenießbar gewesen, und dementsprechend schlecht gelaunt strebte der Professor auch der Schwarzen Burg zu. Es war noch nicht ganz halb eins. Er konnte sich Zeit lassen. Seine schlechte Laune wurde auch durch das aufklarende Wetter kaum gemildert.

Die Sonne drang milchig gelb durch die dünnen Wolkenschleier und

tauchte die hügelige Moorlandschaft mit den morastigen Tälern in ein ungewisses Zwielicht. Alle Farben waren verfälscht wie bei einem schlecht kopierten Film.

Die Stämme der Bäume leuchteten rostrot, während ihre Blätter in einem gelblichen lichten Grün erstrahlten. Der Horizont war grünlich. Grünlich leuchteten auch die bewaldeten Kuppen der Berge.

Nur eines hatte seine ursprüngliche Farbe behalten: die Schwarze Burg.

Sie stand dunkel und abweisend inmitten dieser unwirklichen Farbskala auf dem Gipfel eines Hügels, der im Gegensatz zu den übrigen Bergen steiler aufragte.

Man hatte bei ihrer Errichtung ein Material verwendet, das es in dieser Gegend Englands nicht gab: schwarzen Basalt. Die Steine mußten von weit her hierhergeschafft worden sein. Vermutlich von einer der Inseln zwischen Englands Westküste und Irland.

Die Burg hatte einen fast quadratischen Grundriß. Trotzig und unnahbar stand sie weit über dem Land, wie von einem Höllenfeuer angeräuchert. Dunkel gähnten auch die Öffnungen der Fenster. Ein Rundbogentor, über dem noch die Gitterspitzen der mittelalterlichen Absperrung schwebten, führte in einen ebenso düsteren Innenhof ohne jeden Baum, ohne jeden Strauch, ohne die Farbtupfer von bunten Blumen. Der Staub des Hofes war grau bis anthrazit.

Zamorra fiel auf, daß schon seit einigen hundert Yard, je mehr er sich der Burg genähert hatte, jedes pflanzliche Wachstum aufgehört hatte. Die steinige Erde bleckte kahl.

»Guten Tag, Professor. Sie sind sehr pünktlich.«

Zamorra wandte sich in die Richtung des Sprechers. Meredith Gloombstone war aus einer schmalen Tür unterhalb eines Bogenganges getreten. Er hinkte leicht, als er auf den Gast zuging und ihm die Hand entgegenstreckte.

Gloombstone hatte wieder eine seiner Schirmmützen auf. Seine runden Wangen schienen eingefallen.

»Guten Tag, Sir«, sagte auch Zamorra. »Ihre Burg ist sehr beeindruckend.«

Meredith Gloombstone grinste einfältig. »Andere sagen, sie wäre beklemmend. Mir fällt das nicht so auf. Ich bin hier aufgewachsen. Aber ein Unterschied zu anderen Häusern scheint dennoch zu bestehen. Vielleicht liegt es an der Farbe. Die Steine dazu stammen von der Insel Colonsay, fast oben bei Schottland.«

»Sehr viel Aufwand, den Ihre Ahnen hier getrieben haben.«

»Meine Vorfahren, die im vierzehnten Jahrhundert die Burg errichtet haben, waren sehr kriegerisch veranlagt. Schwarzer Basalt, überhaupt alles vulkanische Gestein, hält Kanonenkugeln besser stand. Die Burg wurde sehr oft belagert. Man erzählt sich, daß im Umkreis der Burg

deswegen nichts wächst, weil der Boden so sehr von Blut getränkt ist, daß sich dort keine Pflanzen halten. Das ist natürlich Unsinn. Aber kommen Sie doch herein.«

Meredith Gloombstone ging wieder auf den Bogengang zu, unter dem er hervorgetreten war.

»Der eigentliche Haupteingang liegt auf der anderen Seite des Gemäuers«, erklärte er. »Aber dieser Trakt wird nicht mehr bewohnt. Es hat immer Schwierigkeiten gegeben, Personal hierherzubekommen. Die Leute behaupten, die Atmosphäre, die hier herrscht, würde sie in einen permanenten Angstzustand versetzen. Die Leute haben eben keine Nerven mehr. Und weil ich auch nicht das ganze Jahr über hier bin, beschränke ich meinen Lebensraum hier auf die beiden vorderen Türme und einige Zimmer der Vorderfront. Die meiste Zeit wohne ich ohnehin in meinem Londoner Stadthaus.«

Er war in eine mittelgroße Halle vorausgegangen. Die Basaltsteine waren nicht verputzt. Zamorra hatte das Gefühl, einen Schritt ins Mittelalter getan zu haben. Die Halle war fast ohne jedes zierende Beiwerk. Nackt und kahl drohten klobige Steinblöcke von den Wänden. Ein vom Alter fast bis zur Unkenntlichkeit verdunkelter Gobelin hing neben gekreuzten Hellebarden und anderen Mordinstrumenten an der Wand. Die furchtbaren Eisenzacken eines Morgensterns glänzten düster neben Schwertern mit rostroten Flecken.

»Die Halle ist noch genauso, wie sie vor vierhundert Jahren eingerichtet wurde«, sagte Meredith Gloombstone. »Es war der Rittersaal. Nur der lange Tisch, der in der Mitte stand, ist verschwunden. Mein Vater hat ihn verbrannt, weil der Holzwurm darin gewesen ist. Aber kommen Sie doch weiter. So erfreulich ist der Anblick dieser alten Gemäuer nun auch wieder nicht. Oder interessieren Sie sich für Altertümer?«

»Sehr.«

»Dann werde ich Sie später noch durch die unbewohnten Teile der Burg führen. Ich fürchte nur, daß es dort sehr unansehnlich sein wird. Seit Jahren wurde nicht mehr saubergemacht.«

Meredith Gloombstone und Zamorra hatten den Bibliotheksturm erreicht. Im Gegensatz zum düsteren, furchteinflößenden Rittersaal war das Bibliothekszimmer beinahe gemütlich. Ein Elektroofen strahlte behagliche Wärme aus.

Der pausbäckige Burgherr setzte sich stöhnend. Er stützte sich dabei auf die Lehnen seines Sessels und hielt sein linkes Bein ausgestreckt.

»Haben Sie sich verletzt?« fragte Zamorra interessiert. »Ich kann mich nicht erinnern, daß Sie auch schon gestern Schmerzen in Ihrem Bein gehabt hätten.«

»Weiß auch nicht, woher das kommt«, meinte Meredith Gloombstone. »Der Schmerz war heute morgen einfach da. Es ist so,

als hätte ich mir den Fuß vertreten. Dabei bin ich ganz bestimmt nicht gestolpert. Ich fühle mich heute überhaupt wie gerädert.«

»Wenn ich wieder gehen soll, sagen Sie es bitte. Ich möchte Sie keinesfalls…«

»Nein, nein«, wehrte Gloombstone ab. »Einem alten Golfer macht das gar nichts aus. Vermutlich liegt es am Wetter. Ich bin in der letzten Zeit überhaupt so wetterfühlig. Vielleicht hängt das mit dem Mond zusammen. Das soll es ja geben. Besonders schlimm wird es, wenn Vollmond kommt, so wie jetzt wieder. Da werde ich unruhig. Ich weiß auch nicht, wie ich Ihnen das erklären soll.«

»Es ist, als ob Sie nicht mehr Sie selbst wären«, sagte Professor Zamorra aufs Geratewohl.

Meredith Gloombstones runder Kopf fuhr hoch. »Genau. Das ist es. Woher wissen Sie…?«

»Eine reine Vermutung. Eine besondere Form der Wetterfühligkeit. Jeder Arzt kann sie mit Medikamenten behandeln.«

Professor Zamorra wußte, daß er die Unwahrheit gesagt hatte. Die Gründe für Gloombstones Unpäßlichkeit lagen tiefer. Viel tiefer.

Vielleicht in den Urtiefen der Hölle und in den Niederungen Schwarzer Magie.

»Mögen Sie Pfefferminzlikör?« fragte Meredith Gloombstone unvermittelt und angelte eine Flasche mit grünem Inhalt aus einem Fach seines Schreibtisches. Dazu brachte er noch zwei Gläser zum Vorschein.

»Aber gern«, meinte Zamorra, obwohl er dieses süße Zeug nicht ausstehen konnte. Aber er wollte Meredith für sich gewinnen und ihn unauffällig aushorchen.

»Ich habe auch noch Scotch hier.«

»Nein, danke. Ich trinke zwischendurch auch mal Pfefferminzlikör. Ich finde, man kann so vorzüglich plaudern dabei.«

»Sehen Sie, das finde ich auch.«

Meredith Gloombstone schenkte die beiden Gläser voll. Zamorras Gaumen sträubte sich gegen den Geschmack, doch der Professor schluckte das klebrige Zeug hinunter und brachte sogar etwas wie ein genüßliches Lächeln zustande.

»Herrlich«, sagte er.

»Darf ich noch mal nachschenken?«

»Ja, bitte sehr. Ich habe selten einen so auserlesenen Likör getrunken.«

Meredith Gloombstone lächelte zufrieden. »Es gibt nicht viele Männer mit Geschmack«, meinte er und schenkte voll.

Professor Zamorra rutschte in seinem Besuchersessel hoch. »Sie haben es überhaupt sehr hübsch hier. Ihre Bibliothek ist sicher sehr wertvoll. Bestimmt haben Sie auch alte Folianten, die man sogar in

der Königlichen Bibliothek im Buckingham Palast vergeblich suchen würde.«

»Einige Raritäten habe ich sicher«, lächelte Gloombstone selbstzufrieden. »Doch die wertvollsten Schätze des Hauses sind in den Kellerräumen aufbewahrt. Ich selbst habe mich noch nie so sehr mit diesen Dingen beschäftigt.«

»Bücher?«

»Über Magie. Sie stammen aus der Hinterlassenschaft Ebenezer Gloombstones. Ich habe gestern schon mal kurz über ihn gesprochen. Sie erinnern sich?«

»Ja, das tue ich.«

Meredith Gloombstone griff wieder nach dem Glas. Professor Zamorra folgte seinem Beispiel. Der Burgherr nickte ihm zu. Sie tranken.

Meredith lehnte sich zurück. Der Alkohol hatte ihm etwas seiner Blässe genommen. Er verschränkte die Arme vor seinem Bauchansatz. »Wenn es Sie interessiert, erzähle ich Ihnen gern mehr von meinen Vorfahren. Viel weiß ich ja nicht darüber, aber dieses wenige gebe ich gern weiter. Ich finde unsere Unterhaltung überhaupt sehr anregend. Meine sonstigen Bekannten sprechen immer nur über Golf mit mir. Ich weiß auch nicht, warum. Aber nichts scheint sie brennender zu interessieren.«

»Golf ist zweifellos ein Thema, über das man gar nicht genug reden kann«, meinte Zamorra.

»Da haben Sie zweifellos recht. Ich sehe, wir verstehen uns.«

»Doch ich bin überzeugt, daß die Geschichte Ihrer Familie nicht weniger interessanten Gesprächsstoff liefern kann. Sie erwähnten Ebenezer Gloombstone. Stammen Sie in direkter Linie von ihm ab?«

»Gott bewahre. Ebenezer war nie verheiratet. Verwandtschaftlich war er mein Ururoheim. Er war zwar nie verheiratet, doch man sagte ihm nach, daß er eine Menge Kinder hinterließ. Sein Erbe fiel auf die Nachfahren mütterlicherseits, und so kam ich zu dieser Burg. Ich bin der Letzte der Gloombstones. Vorerst wenigstens.« Er lächelte einfältig.

»Und womit hat Ihr Oheim sich beschäftigt?« glitt Professor Zamorra zum Thema zurück.

»Nun – mit Magie, was immer man darunter verstehen mag. Er war einer von diesen verrückten Alchimisten. Man erzählt sich die tollsten Legenden über ihn.«

»Könnten Sie welche zum besten geben? Sie sind ein vorzüglicher Plauderer. Es ist ein Genuß, Ihnen zuzuhören.«

Meredith Gloombstone schluckte das Lob wie Balsam. Er lebte richtig auf. Nur zu gern spann er den Faden weiter. Er genoß es, einmal selbst im Mittelpunkt zu stehen.

»Ebenezer war ein Schlimmer«, sagte er und wackelte mit seinem fleischigen Zeigefinger. »Er hatte es faustdick hinter den Ohren. Besonders, was die Frauen anbelangte. Er konnte Sachen mixen, die ihn unwiderstehlich machten. Überhaupt hat er sich sehr viel mit solchen Experimenten abgegeben.«

»Wollte er auch Griselda of Blakeborne für sich gewinnen?«

Meredith Gloombstones Lächeln gefror. »Das sind Gerüchte«, sagte er. »Durch nichts belegt.«

»Ist ja auch vollkommen unwichtig. Jetzt nach zweihundert Jahren.« Professor Zamorra schaute den Burgherrn entwaffnend an.

Dessen Miene hellte sich wieder auf.

»Eben. Alles ist zweihundert Jahre her. Das abergläubische Volk macht sich eben seine Legenden.«

»Wie starb Ihr Oheim?«

Meredith Gloombstone machte ein nachdenkliches Gesicht. »Das ist in der Tat seltsam«, sagte er. »Die Umstände seines Todes meinte ich. Es gibt irgendwo sogar ein polizeiliches Protokoll. Ich persönlich halte es für eine miserable Fälschung. Da werden Sachverhalte geschildert, die es gar nicht gibt.«

»Das Ableben Ihres Oheims betreffend?«

»Ja. Warten Sie. Ich hole es Ihnen heraus.«

Meredith Gloombstone stand auf und humpelte auf die Regalwand hinter sich zu. Er zog einen alten Ordner heraus und blies den Staub vom Deckel.

»Hier sind die Unterlagen«, sagte er, während er an den Tisch zurückging. Zamorra stand auf und stellte sich neben den Burgherrn hinter den Schreibtisch.

Die Blätter waren vergilbt. Die Schriftzüge auf ihnen waren steil und fast schon unleserlich.

»Das hier ist es«, meinte Gloombstone. »Unterzeichnet von einem damaligen Butler.« Er nahm das Blatt heraus und hielt es kurzsichtig dicht vor die Augen. »Einem gewissen Jonathan Gregor.«

»Darf ich mal sehen?«

Gloombstone reichte Zamorra das Blatt. »Aber behandeln Sie es bitte vorsichtig. Auch wenn es eine Fälschung ist, so ist ihr Wert als Kuriosität gar nicht hoch genug einzuschätzen.«

»Keine Angst, Sir, ich gehe fürsorglich damit um.«

Professor Zamorra studierte zuerst das Dienstsiegel der Untersuchungsbehörde. Es zeigte zwei gekreuzte Lilien. Im Ring darum konnte Zamorra lesen: »Royal Administration of Exeter – Inquisation Court«. Kein Zweifel – das Dienstsiegel war echt.

»Wie alt war Ihr Oheim, als er verstarb?«

»Auch eine dieser Ungereimtheiten. Nach diesem Schriftstück müßte er im Alter von einhundertundzwei Jahren verstorben sein. Es existiert

nur eine Geburtsurkunde von ihm, aber kein Dokument, das seinen Tod bestätigt. Wenn man von diesem kuriosen Blatt einmal absieht.«

Zamorra studierte den Text. Er war nur schwer zu entziffern und in einem altertümlichen, verschraubten Englisch abgefaßt. Trotzdem – der Inhalt erstaunte den Parapsychologen.

Danach hatte Leibdiener Jonathan Gregor zu Protokoll gegeben, daß er in der Nacht vom 16. zum 17. August anno 1834 fürchterliche Schreie aus dem Laboratorium seines Herrn Ebenezer Gloombstone gehört hatte. Entgegen dessen ausdrücklichen Befehl betrat er trotzdem die entsprechenden Kellerräume. Haarklein wurde anschließend beschrieben, was der Leibdiener dort gesehen hatte.

Ebenezer Gloombstones Oberkörper ragte über eine bläuliche Flamme, von der keine Hitze ausging. Die Flamme schwebte mitten im Raum und verzehrte den Körper des Magiers, fraß sich langsam höher. Jonathan Gregor habe sich nicht mehr von der Stelle bewegen können. Als das kalte Feuer den Kopf seines Herrn erreicht hatte, habe dieser zu schreien aufgehört und anschließend schrecklich gelacht, bis auch der Kopf in Flammen aufgegangen war. Das blaue Feuer habe noch einige Zeit geflackert und sich schließlich aufgelöst.

Anschließend habe man die ganze Burg nach Ebenezer Gloombstone durchsucht. Aber er sei nie mehr aufgetaucht. Man hatte auch nie seine Leiche gefunden.

»Unglaublich, welche Phantasie die Leute früher hatten«, sagte Meredith Gloombstone. »Finden Sie nicht auch?«

»Ja. Unwahrscheinlich.«

»Sie glauben diese Geschichte also auch nicht?«

»Kein Wort ist wahr. Ich stimme mit Ihnen überein, daß dieses Dokument eine Fälschung ist. Aber ich bin neugierig geworden. Würde es Ihnen sehr viel ausmachen, mir die Räumlichkeiten zu zeigen, in denen sich dieser seltsame Vorfall ereignet haben soll?«

»Aber nein. Ich führe Sie gern hin. Sie müssen nur die Unordnung entschuldigen. Es wurde seit Jahren nicht mehr…«

»… aufgeräumt? Aber ja doch. Das macht doch nichts.«

»Dann kann ich Ihnen auch noch das Buch zeigen, von dem ich vorher schon gesprochen habe. Ich hatte es vor Jahren das letztemal in Händen. Angeblich ist es das Zauberbuch meines Oheims. Ich konnte nicht viel damit anfangen. Es ist mit lauter unleserlichen Zeichen vollgekritzelt. Aber der Einband ist sehr interessant. Er ist aus Menschenhaut gefertigt – angeblich…«

»Delikat. In der Tat«, bestätigte Professor Zamorra und legte das alte Protokoll in den Ordner zurück.

Meredith Gloombstone schloß den Deckel und verschnürte ihn wieder.

»Ich stelle den Ordner später zurück«, sagte er. »Wenn Sie mir jetzt

folgen würden?«
»Gern.«
»Dabei kann ich Ihnen auch gleich einmal die Gemäldegalerie der Gloombstones zeigen.«
Meredith Gloombstone ging voraus.
Sie durchquerten den Rittersaal, wo der Burgherr aus einer Mauernische einen verrosteten Schlüsselbund holte. Nachdem sie auch den tristen Hof überquert hatten, schloß Meredith Gloombstone eine zweiflügelige Tür auf. Sie quietschte durchdringend in den rostigen Angeln.
»Man müßte hier wieder einmal ölen«, meinte Meredith. »Aber bisher war schließlich kein Bedarf. In diesem Teil der Burg ist es ziemlich düster. Ich habe hier noch kein elektrisches Licht installieren lassen. Wenn Sie sich knapp hinter mir halten wollten? Es könnte auch sein, daß einzelne Mauern schon leicht baufällig sind.«
Der Geruch nach Moder und Staub schlug ihnen entgegen. In einer Ecke raschelte aufgeschreckt ein Tier. Zamorra konnte es nur hören. Der Gang war oben gewölbt und eng. Schales Licht lag an seinem Ende.
Sie befanden sich im großen Saal mit der Ahnengalerie. Er war etwas gefälliger ausgestattet als der Rittersaal im vorderen Trakt. Rüstungen standen an den Wänden. Der Saal hatte die Größe eines Kirchenschiffs und bot etwa dreihundert bis vierhundert Personen bequem Platz. Ihre Schritte hallten über das ebenfalls schwarze Pflaster.
Gloombstones Stimme war durch Echos verzerrt, als er sagte:
»Hier soll Ebenezer monströse Feste gefeiert haben. Manchmal ließ er auch ein paar Leibeigene hinrichten, wenn ihm danach war. Sie können noch das Blut auf den Steinfliesen erahnen.«
Er deutete mit seinem fleischigen Zeigefinger auf eine braunrote Stelle auf den Fliesen. »Meistens ließ er seine Opfer pfählen. Es waren eben rohere Sitten damals.«
»Auch war das Golfspiel in seiner heutigen Form noch unbekannt«, entfuhr es Professor Zamorra.
»Richtig«, antwortete Meredith. »Sonst wäre er kaum auf diese einfallslose Art des Zeitvertreibs gekommen. Wir gehen jetzt nach rechts. Von dort aus führt eine Treppe in die Grüfte.«
Zamorra war stehengeblieben. »Einen Augenblick noch bitte«, sagte er. »Die Gemälde. Sie wollten mir die Gemälde zeigen.«
»Ich werde immer vergeßlicher. Entschuldigen Sie.«
An der Stirnwand der Halle waren hohe Bilder befestigt, die alle männlichen Gloombstones der letzten paar hundert Jahre stehend und in Posen der jeweiligen Zeit zeigten. Sie waren langweilig gemalt, wie Zamorra mit Kennerblick feststellte. Keine besonderen Kunstwerke, wenn man ihren rein antiquarischen Wert einmal unberücksichtigt

ließ. Nur ein Bild war anders als die anderen.

»Aha«, sagte Meredith. »Sie haben das interessanteste Gemälde schon entdeckt!«

Zamorra kannte dieses Gesicht, das ihn von der Leinwand höhnisch angrinste. Es war ein böses Gesicht mit einem zynischen Zug um die Mundwinkel. Zamorra hatte dieses Gesicht schon zweimal gesehen. Einmal gestern am Mittagstisch und einmal nachts in Gladys' Zimmer.

»Ja, das ist Ebenezer, wie er leibte und lebte«, erklärte Meredith im Tonfall eines Museumswärters. »Die Form der Darstellung ist ausgefallen, doch mein Oheim bestand darauf, daß er vom Künstler so und nicht anders gemalt wurde.«

Ebenezer Gloombstone hatte die Hände mit krallenartigen Fingernägeln in einer beschwörenden Geste nach oben gestreckt. Sein einziges Auge fixierte dabei genau den Betrachter des Gemäldes. Der Ausdruck in seinem Gesicht verhöhnte ihn. Ein schwarzer Umhang flatterte verwegen im Wind. Der Hintergrund mit der Schwarzen Burg war in dämmeriges Zwielicht getaucht, ganz ähnlich in der Farbgebung, wie sie die Natur an diesem Mittag in Wirklichkeit nachvollzogen hatte. Zamorra fiel es auf. Das mußte etwas bedeuten. Alles bedeutete etwas in diesem Haus. Er war umgeben von Zeugen der Vergangenheit. Einer grausamen Vergangenheit, wie Meredith nicht verschwiegen hatte.

Zamorra konnte seinen Blick nur schwer von diesem Gemälde lösen. Doch die Veränderung in Merediths Stimme war ihm nicht entgangen. Sie klang jetzt härter, entschlossener, wollte nicht mehr zu seinem pausbäckigen Gesicht passen.

Zamorra streifte seinen Gastgeber mit einem Blick. Lag es an der Beleuchtung in der Halle, daß sein Kinn eckiger und brutaler wirkte, daß sein Auge stumpf aufzuglühen begann?

Doch der Eindruck verwischte sofort wieder. Zamorras Nerven machten sich bemerkbar. Zumindest gab er einer gewissen nervlichen Anspannung die Schuld für das ungewohnte Angstgefühl, das plötzlich in ihm hochgekrochen war, als er das Bild Ebenezer Gloombstones betrachtet hatte.

Trotzdem – Merediths Stimme hatte sich verändert. Er näselte nicht mehr. Für seine Verhältnisse sprach er glasklar akzentuiert.

Oder lag es an der Akkustik in der weiträumigen, vom Atem der Jahrhunderte behauchten Halle?

»Sie können die Bilder noch einmal ansehen, wenn wir zurückkommen«, riß der Burgherr seinen Gast aus den Gedanken. »Nachmittags steht die Sonne besser. Dann ist es etwas heller hier. Haben Sie ein Feuerzeug? Ich habe nämlich vergessen, eine Taschenlampe mitzunehmen. Wir müssen uns einiger Fackeln bedienen. Irgendwo müßte es noch welche geben.«

Er rumorte in einer dunklen Ecke herum. Eine Holzkiste stand dort.
»Hier sind sie ja«, sagte Meredith. »Hoffentlich brennen sie noch.«
Professor Zamorra hielt sein Feuerzeug daran. Die zwei Fackeln, die Meredith aus dem Kasten geholt hatte, brannten auf. Sie verbreiteten einen warmen Schein. Waren Oasen des Lichtes in einer unfreundlichen Dunkelheit.
Meredith Gloombstone tappte einen Gang entlang. Er verzweigte sich zweimal. Sie kamen an eine mit schwarzem Eisen beschlagene Tür. Der Burgherr mußte wieder seinen Schlüsselbund benützen.
Doch diesmal quietschten seltsamerweise weder Schloß noch Angel.
Zamorra registrierte auch das.
Mit jedem Schritt, den sie anschließend die Stufen hinuntergingen, sich immer mehr in eine naßkalte unbekannte Tiefe begebend, stieg dieses ungewohnte Angstgefühl in Zamorras Brust, stieg hoch bis zum Hals. Eine drohende, nicht faßbare Gefahr ging von diesem Ort aus, an dem Ebenezer Gloombstone einst dem Teufel gehuldigt und die Mächte der Finsternis heraufbeschworen hatte, um sich mit ihnen zu einem tödlichen Bund zusammenzuschließen.
Dann hielt Meredith vor einer weiteren Tür an. Rostrot standen verschiedene Zeichen der Kabbala am Holz der spitzgiebeligen Tür mit eingetrocknetem Blut hinskizziert. Von einem Mann, der sich einst freiwillig außerhalb der menschlichen Gesellschaft gestellt hatte, um sein Glück im Reich der Toten und Dämonen zu suchen.
Auch diese weitere Tür quietschte nicht. Gloombstone trat als erster ein. Die Flammen seiner Fackel legten einen schimmernden Lichtschein um sein schütter werdendes Haar. Er steckte seine Fackel in einen eisernen Ring links neben dem Eingang.
»Rechts ist auch noch so ein Ring«, erklärte er und bedeutete damit Professor Zamorra, seinem Beispiel zu folgen. »Der Raum ist nicht groß. Das Licht müßte reichen, um Ihnen das Notwendigste zu zeigen.«
Zamorra durchforschte das Gewölbe. Es roch modrig. Die Gruft, in der Ebenezer Gloombstone seine magischen Studien betrieben hatte, war wirklich nicht allzu groß. Dennoch wurde sie in der Mitte von einer Säule gestützt, an der sich eine steinerne Schlange zur gotisch zulaufenden Decke hinaufringelte. Um diese Säule herum standen ringförmig Regale, auf denen Phiolen, Fläschchen und die Gerätschaften eines spätmittelalterlichen Labors lagerten, wie Mörser zum Zerstampfen von Kräutern und mit Symbolen verzierte Zangen und Messer.
Allen Gegenständen sah man an, daß sie früher ständig im Gebrauch gewesen waren.
An den Wänden entlang zogen sich auf Steine gelegte Bretter, die ebenfalls als Regale gedient hatten. Einige Bücher mit zerschlissenen

Umschlägen standen darauf und dann wieder eine Vielzahl zum Teil silberner und goldener Behälter, deren Inhalt vermodert war und jetzt diese gräßliche Luft verursachte, die einem den Atem raubte.

Meredith Gloombstone bewegte sich in dieser Gruft, als wäre er nicht vor mehreren Jahren das letztemal hier gewesen, sondern gestern oder vorgestern.

»Verdammt«, wunderte er sich, »ich weiß genau, daß ich es hierhergelegt habe.«

Er stand im zweiten Teil des Gewölbes, der im Gegensatz zur anderen Hälfte jenseits der Säule von allen Gerätschaften wie leer gefegt war. Er wurde beherrscht von einem Drudenfuß, der mit weißem Marmor in dem schwarz glänzenden Basalt des Fußbodens eingelassen war.

Meredith Gloombstone stand inmitten des magischen Zeichens und zuckte hilflos mit den Schultern. Sein Blick war auf eine Art Pult in der Ecke gerichtet, das einem Betschemel nicht unähnlich war. Nur befand sich anstelle der Auflage für die Ellenbogen eine schräge Schreibunterlage.

Auf dieser Unterlage stand ein Kästchen aus scheinbar schwerem Metall. Zumindest sah das Kästchen überaus massiv aus. Es hatte verschnörkelte Beine, und seine Seiten waren mit Ornamenten ziseliert, mit denen Zamorra vorerst nichts anfangen konnte. Die Ornamente schienen aus Elementen der Runenschrift zusammengesetzt zu sein. Zamorra war sofort fasziniert von dieser Arbeit.

»Verdammt«, sagte Meredith nochmals. Erst jetzt wurde Zamorra wieder auf ihn aufmerksam.

»Sie suchen etwas Bestimmtes?« fragte Professor Zamorra.

»Ja. Das Zauberbuch meines verrückten Ahnen. Es lag bisher immer auf diesem Kasten.«

»Dort auf dem Schemel?«

»Hm. Aber fassen Sie dieses Ding nicht an. Mein Vater hat es geöffnet. Er interessierte sich für diesen alten Kram. Er bekam den Kasten auch auf, aber drei Tage später war er tot. Die Ärzte vermuteten eine Vergiftung, doch ganz bewiesen wurde das nie.«

»Und Sie glauben, zwischen seinem Tod und dem Öffnen dieses Kästchens besteht ein ursächlicher Zusammenhang?«

»Das glaube ich nicht nur, das weiß ich!« meinte Meredith Gloombstone bestimmt. »Er hat sich irgendwo geritzt, als er den Kasten öffnete, aber es war später keine Stelle zu bemerken, wo er sich eine Verletzung zugezogen haben könnte.«

»Und Sie wissen auch genau, daß das Zauberbuch auf dem Kasten gelegen hat, als Sie zum letztenmal hier waren?«

»Offensichtlich habe ich mich getäuscht, denn es ist ja nicht mehr hier.«

Zamorra war neben Meredith getreten. Ehe der pausbäckige Burgherr es verhindern konnte, hatte er das Kästchen in der Hand. Er schüttelte es schnell auf und ab. Etwas klapperte darin, was durchaus ein Buch sein konnte.
»Professor! Passen Sie auf. Mein Vater…«
»Sie erwähnten das bereits, Sir. Aber ich habe keine Angst vor diesem Kästchen. Ich denke, das Buch liegt darin. Würden Sie mir es leihweise zur Verfügung stellen?«
»Samt dem Kästchen?«
»Sie bekommen beides spätestens morgen wieder zurück.«
»Was wollen Sie damit? Sie kommen an das Buch ja nicht heran!«
»Mag sein, aber Sie würden mir eine große Freude bereiten, wenn Sie es mich wenigstens versuchen ließen.«
»Meinetwegen. Aber vergessen Sie nicht, ich habe Sie eindringlich gewarnt.«
»Ich bestätige das in diesem besonderen Falle gern schriftlich. Wir könnten das oben erledigen.«
»Nicht schlecht, diese Idee«, meinte Meredith Gloombstone und wackelte einfältig abwägend mit dem Kopf. »Gar nicht schlecht.«
Zamorra glaubte nicht, daß er in diesem Gewölbe noch etwas Weiteres von Bedeutung finden würde, er wandte sich deshalb zum Gehen. Er drehte Meredith Gloombstone den Rücken zu, als er seine Fackel aus ihrer Halterung nahm.
Deshalb sah er auch nicht, wie sich das Gesicht Merediths zu einer zynischen Fratze verzerrte, auf die ein hämisches Grinsen trat. Das eine Auge leuchtete triumphierend. Das eckige Kinn trat häßlich hervor.

***

Als Zamorra mit dem Kästchen unter dem Arm zurück nach Exmoor Castle kam, war der Innenhof voll von parkenden Autos. Offenbar waren viele Gäste für die abendliche Feier schon am Spätnachmittag angereist. Der Professor war froh, daß er Nicole fand, ohne sich in das Menschengefühl in der Halle wagen zu müssen. Es summte dort wie in einem Bienenstock. Adrett gekleidete Mädchen in schwarzen Röcken und weißen Spitzenhäubchen servierten auf silbernen Tabletts Champagner. Der Earl ließ es sich etwas kosten, seine Tochter stilgerecht an den Mann zu bringen.
Nicole kam eben aus dem Trubel heraus. Ihre Wangen waren vom Sekt leicht gerötet.
»Endlich, Chef,« sprudelte sie los. »Ich habe mir schon Sorgen um Sie gemacht. Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie so lange bleiben werden? Sind Sie tatsächlich die ganze Zeit über in dem gräßlichen alten Gemäuer mit diesem idiotischen Meredith herumgekrochen?«

»Seien Sie nicht so streng, Nicole«, lächelte Zamorra. »Meredith Gloombstone ist bestimmt ein ausgezeichneter Golfer, wenn ihm ein paar nichtsnutzige Maulwürfe nicht gerade die Goals zugeschüttet haben.«

»Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß Sie sich mit diesem Puttenkopf über dieses langweilige Spiel unterhalten haben. Wie ich Sie kenne, haben Sie jeden Stein umgedreht, um nach alten ausgefransten Gespenstertüchern zu suchen. Oh, was tragen Sie denn dort unter dem Arm?«

Zamorra schlug sofort seine Jacke enger um das Kästchen, das er unter seinem Arm unter der Jacke hielt. Es sollte nicht gesehen werden. Er war sich nicht sicher, wie eventuelle Fragesteller es aufnehmen würden, wenn er ihnen hätte erklären müssen, daß er einen vermutlich giftsprühenden Kasten mit sich führte, in dem aller Voraussicht nach ein in Menschenhaut gebundenes Zauberbuch aus vergangenen Zeiten lag.

»Nichts Besonderes«, wehrte Zamorra deshalb ab. Er wußte, daß Nicole keine einfach dahingeworfene Erklärung schlucken würde.

Ihr Verstand war scharf. Zeit für langatmige Ausführungen blieb aber auch nicht. Die Stunden in der Schwarzen Burg waren wie im Fluge verstrichen. Die Dämmerung zeichnete sich ab, und die untergehende Sonne am inzwischen aufgeklarten Himmel warf lange Schatten. Auch der Mond war bereits über den Horizont getreten. Er war rund, bleich und voll.

Professor Zamorra wurde die Entscheidung darüber, was er Nicole sagen sollte, abgenommen, denn der Earl trat zu den beiden. Seine Nase glänzte bereits verdächtig rot. In seinen Augen funkelte ein ständig sprungbereiter Schalk.

»Hallo, Professor. Ich hoffe, Sie haben sich tüchtig gelangweilt.«

»Ihnen scheint das Gegenteil widerfahren zu sein«, schmunzelte Professor Zamorra.

»Ja«, antwortete der Earl. »Stellen Sie sich vor: Lord Francis versteht einen zu heben. Er nennt zwar jedes Getränk einfach Rum, doch den genießt er in vollen Zügen.«

Ernest Earl of Blakeborne hielt sich nicht länger beim Professor auf. Er schwankte weiter, auf neue Gesichter zu. Er war ganz in seinem Element.

»Ich denke, wir müssen uns jetzt umziehen«, sagte Zamorra zu Nicole. »Darf ich Sie in einer Stunde von Ihrem Zimmer abholen?«

»Gladys sagte mir, unsere Kostüme würden gut zusammenpassen. Sie werden ein schottischer Edelmann sein und ich ein Edelfräulein.«

»Ich soll einen Rock tragen?«

»Was soll daran so schlimm sein? Ich tue das auch hin und wieder.«

Nicole grinste auf ihre spezifisch unverschämte Art und tänzelte fast

schwerelos die Treppe hoch.

Auch bei ihr hatte der Champagner schon mehr Wirkung gezeigt, als Professor Zamorra ursprünglich angenommen hatte. Zumindest waren ihm dadurch weitere peinliche Fragen erspart geblieben. Er folgte Nicole, die ihm noch einmal zuwinkte, bevor sie in ihrem Zimmer verschwand.

Endlich konnte sich Zamorra ungestört seinem Kästchen widmen.

Schon auf dem Herweg war er öfter stehengeblieben und hatte es eingehend betrachtet. Der Sinn der Zeichen in den Ornamenten ging ihm nach wie vor nicht auf, doch er vermutete, daß sie keltische Gottheiten symbolisierten.

Das Kästchen war aus Bronze und mit einem silbrig glänzenden Anstrich versehen worden. In Anbetracht der Tatsache, wie alt es schon sein mußte, war es eine hervorragend feine Arbeit.

Der Verschluß bestand aus einem Metallstift, den man in die Frontseite zurückdrücken mußte, wollte man den Deckel entriegeln.

Zamorras scharfen Augen entging die scheinbar nutzlose winzige Vertiefung unterhalb dieses Knopfes nicht. Die Stelle sah aus, als hätte sich Staub dort abgesetzt.

Zamorra zog sein Taschenmesser aus der Jacke, klappte die Klinge heraus und drückte damit vorsichtig gegen den Metallstift.

Eine dünne, kaum sichtbare Nadel drang aus der winzigen Vertiefung.

Professor Zamorra wunderte sich nicht. Er hatte etwas Ähnliches erwartet. Eine sinnreiche Mechanik sorgte dafür, daß die Nadel hervordrang, sobald jemand das Kästchen entriegelte. Vermutlich war die Nadel vergiftet.

Es gibt toxische Substanzen, die ihre tödliche Gefährlichkeit auch nach Jahrhunderten noch nicht einbüßen. Ihnen mußte Meredith Gloombstones Vater zum Opfer gefallen sein.

Das Kästchen war offen. Professor Zamorra hatte sich nicht verletzt. Er nahm das hellbraune Buch heraus. Das Leder des Umschlags fühlte sich samtig an. Menschenhaut? Es konnte stimmen.

Die Seiten waren eng beschrieben. Der Text war in Runen abgefaßt, in der Schrift der normannischen Druiden. Professor Zamorra kannte die Zeichen von seinen Studien her. Die Sprache war ein altes Walisisch. Er hatte Mühe, ihre Bedeutung zu erkennen.

An die Ränder waren Bemerkungen und Zeichen gekritzelt, die jüngeren Datums sein mußten. Auch waren sie teilweise in altem Englisch abgefaßt; Ebenezer Gloombstone hatte beim Studium des Textes seine eigenen Gedanken kurz skizziert.

Auf den letzten der brüchigen Seiten hatte der Magier aus dem achtzehnten Jahrhundert besonders intensiv gearbeitet. Zamorra entzifferte den Text. Er handelte davon, wie man mit Hilfe des Satans

den eigenen Tod überlebt.

Wichtig schien Ebenezer dazu ein ›kaltes Feuer‹ gewesen zu sein.

Im Buch stand, wie man es zustande brachte. Es waren Ingredienzien genannt, die man verbrennen mußte, und auch magische Formeln wurden empfohlen. Einige von ihnen waren bis zur Unkenntlichkeit durchgestrichen. Ebenezer Gloombstone hatte seinen Tod überwunden, und er wollte nicht, daß andere durch das Studium des geheimen Textes in die Lage versetzt wurden, seinem Beispiel zu folgen.

Professor Zamorra klappte das Buch zu und legte es in das Kästchen zurück. Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, daß es höchste Zeit geworden war, sich umzuziehen.

Über das Bett war das Gewand eines wohlhabenden schottischen Bürgers des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts gebreitet. Dazu gehörte eine schwarze Ballonmütze mit einer kecken Fasanenfeder.

Und dazu gehörte auch der gelbrot karierte Schottenrock vom Clan der Fennimores und ein prächtig gearbeiteter, silberverzierter Kilt.

Irgendwie fand es Zamorra beruhigend, daß auch ein schwerer Dolch in der Scheide am Gürtel steckte.

Nach fünf Minuten musterte er sich im großen Wandspiegel. Die Verwandlung war vollkommen. Zamorras hartes, männliches Gesicht mit den klugen grauen Augen paßte zu dieser Aufmachung.

Der Rock, der um seine Knie pendelte, wirkte keine Spur lächerlich.

Im Gegenteil, er schien für einen Mann wie Zamorra eigens erfunden worden zu sein.

Der Professor hätte jetzt Nicole abholen können, doch er zögerte noch. Er hatte etwas anderes vor.

Er ging zu seinem Koffer, der neben dem Schrank auf einem gepolsterten Stuhl mit hoher Lehne stand. In einem Geheimfach dieses Koffers bewahrte er sein wertvollstes Kleinod auf.

Das silberne Amulett Leonardo des Montagnes, eines fernen Vorfahren, dem man nachsagte, er hätte mit der Hölle im Bunde gestanden. Dem Amulett wohnten magische Kräfte inne, mit denen Professor Zamorra schon so manchen Dämon bekämpft und ausgelöscht hatte. Das Amulett gab seinem Träger Macht, aber ansonsten war und blieb es ein Geheimnis, ein Rätsel.

Zamorras Hände schlossen sich um das kühle Metall. Er spürte, wie die Kraft dieses Amuletts auf ihn überströmte, wie beruhigend und ausgleichend es auf ihn wirkte.

Fast andächtig breitete er die dazu gehörende silberne Kette aus und steckte seinen Kopf durch die so geschaffene Öffnung. Das Amulett versteckte er sorgfältig unter seinem bunten Halstuch, das zum Kostüm gehörte.

Jetzt konnte er gehen. Nach einem letzten Blick in den Spiegel und

zum Kästchen wandte er sich der Tür zu.

***

Die Festlichkeit war schon in vollem Gang, als Professor Zamorra mit Nicole am Arm den großen Salon betrat. Zamorras Sekretärin war schöner denn je. Ihr hautenges schwarzes Kleid kontrastierte aufregend mit ihren roten Haaren. Um die Knöchel spielte glockig der Saum, in der Mitte wurde das Kleid mit einer goldenen Gürtelschnalle zusammengehalten.

Nicole genoß die bewundernden Blicke der Männer und die neidischen der anwesenden Damen.

Nur eine von ihnen konnte ernsthaft mit Nicole konkurrieren, und das war Gladys. Sie trug ein weit ausgeschnittenes gelbes Kleid in der Mode des achtzehnten Jahrhunderts. An ihrem schlanken Hals hing ein farbiges Medaillon. Da es der einzige Schmuck war, den Gladys trug, fiel es Zamorra sofort auf.

»Welch reizendes Schmuckstück«, sagte er dann auch nach den ersten Worten der Begrüßung und den ersten Komplimenten. »Darf ich es mal sehen?«

Gladys wurde rot, und als Zamorra das Medaillon in der flachen Hand hielt, ahnte er auch, warum.

»Sie haben dieses Bild nicht selbst machen lassen?« fragte er trotzdem. Medaillon und Abbildung waren schon alt. »Die Ähnlichkeit ist wirklich verblüffend.«

»Ja. Das Bild zeigt – Griselda. Ich habe das Medaillon zusammen mit dem Familienschmuck gefunden. Vorher ist es mir nie aufgefallen.«

»Reizend. Wirklich sehr reizend.«

Gladys war es anzusehen, daß sie den Vergleich mit ihrer unglücklichen Vorfahrin nicht schätzte. Deshalb wechselte Zamorra auch sofort das Thema.

»Fast so reizend wie der Abend. Schade, daß ich die meisten der Gäste nicht kenne.«

»Sie sollten im englischen Adelsalmanach nachblättern. Dort können Sie sie fast vollständig finden. Aber ich sage Ihnen jetzt schon, es ist nicht der Mühe wert. Die meisten sind blasiert bis auf die Knochen. Sie werden es noch selbst erleben. Den Maskenball zu meiner Verlobung habe ich mir nur gewünscht, damit ich heute an meinem sogenannten Freudentag nicht ihre Alltagsgesichter zu sehen brauche. Das macht den Abend erträglicher.«

»Sie sollten etwas leiser sprechen«, riet Professor Zamorra wegen einer faßförmigen schmuckbeladenen Dame, die in der Nähe die Ohren gespitzt hatte.

»Ach was. Ich bin froh, wenn alles vorbei ist. Wir haben die Verlobung ohnehin nur in ganz kleinem Rahmen gestartet, aber ganz

vermeidlich war ein Fest leider nicht. Mein Pa sagt immer, ein Titel bringt neben Vorteilen auch Verpflichtungen mit sich.«

»Ihr Vater hat vollkommen recht. Wo ist er übrigens?«

»Er ist beim Schwiegervater und trinkt Rum, und das in jeder Farbe und Geschmacksrichtung. Ich fürchte, die beiden werden von meiner Verlobung nicht viel in Erinnerung behalten. Sie stehen, glaube ich, irgendwo im Frühstückssalon. Mein Vater lernt soeben das Aye-Aye-Sagen. Wollen Sie mich jetzt einen Augenblick entschuldigen? Winston kommt soeben.«

Winston Bannet hatte seine Leutnants-Uniform angezogen. Sie stand ihm ausgezeichnet. Einige der älteren männlichen Gäste begannen bei seinem Anblick von den vergangenen großen Zeiten zu träumen, in denen England noch die beherrschende Macht auf den sieben Weltmeeren war. Winston hatte auch nicht seinen Zierdegen vergessen, der an der linken Seite seiner Hüfte baumelte. Er schlug beinahe die Hacken zusammen, als er Gladys begrüßte. Doch sofort darauf breitete er bereitwillig die Arme aus, als das Mädchen ihm um den Hals fiel.

Professor Zamorra und Nicole gingen zum Frühstückssalon hinüber. Im Vorbeigehen griff er nach zwei Champagnergläsern, die dienstbare Geister überall anboten. Ernest Earl of Blakeborne kam ihnen entgegen, mit Sir Francis im Schlepp. Beide gingen, als würden sie auf schwankendem Schiffsboden nur mühsam die Balance halten.

»Hallo, Professor«, lachte der Earl, »ich sehe, Sie haben schon ein Glas Rum in der Hand. Amüsieren Sie sich wohl. Ich muß mich jetzt um meine weiteren Gäste kümmern.«

»Ja«, krähte Seine Admiralität beschwipst dazwischen. »Es ist bald Zeit zum Essen fassen. Aber vorher noch alle Mann an die Ruder.«

Er machte mit seinen langen Armen einige Gesten, von denen wohl nur er selbst wußte, was sie bedeuteten.

Margareth Bannet, seine rundliche Frau, schoß einen giftigen Blick in seine Richtung. Sie hatte es aufgegeben, regulierend auf die Trinkbereitschaft ihres Gatten einzuwirken. Sie unterhielt sich weiter mit einer ebenfalls vortrefflich gepolsterten Dame.

»Ich komme mir etwas deplaziert vor«, gestand Nicole Duval und nippte an ihrem Glas.

»Es ist eben nicht Ihre Verlobung«, grinste Professor Zamorra anzüglich und erntete für seine Bemerkung einen ähnlichen Blick, mit dem Margareth Bannet zuvor ihren Admiral bedacht hatte.

»Es eilt mir nicht damit«, entgegnete Nicole schnippisch.

»Sie würden auch nicht in den englischen Adel passen. Ich möchte das als Kompliment verstanden wissen.« Zamorra lächelte seine Sekretärin gewinnend an, und sofort klarte ihre Miene wieder auf.

»Sie bringen mich ganz durcheinander, Chef. Könnten wir nicht ein

wenig hinausgehen?«

»Auf die Terrasse?«

»Ja. Die Nacht ist mild. Vielleicht könnten Sie mir dann sagen, warum Sie wirklich hierhergefahren sind. Doch nicht wegen der Verlobung und weil der Earl ein Buch geschrieben hat. Seit Sie hier sind, haben Sie sich mehr mit der Schwarzen Burg beschäftigt als mit irgend etwas sonst. Zielstrebig haben Sie stets das Gespräch auf diesen Basalt-Silo aus dem Mittelalter gebracht.«

Nicole Duval war nicht leicht zu täuschen. Für Zamorra war die Einladung zur Verlobung und zu einigen Tagen Aufenthalt auf Exmoor Castle tatsächlich nur ein Vorwand gewesen. Doch das hing eng mit dem Buch des Earls zusammen.

Professor Zamorra trat auf die Terrasse zum Schloßgraben hinaus.

Sie befand sich auf der Südseite des Gemäuers. Breite Treppen fielen zum Wasser ab. Bunte Lampions brannten an unsichtbaren Nylonschnüren. Der Mond spiegelte sich im schwarzen Wasser.

»Basalt-Silo! Was für eine respektlose Bezeichnung für ein wahres Fanal mittelalterlicher Baukunst. Nicole, Nicole.«

»Sie weichen mir aus, Chef. Warum sind wir hierhergefahren?«

Professor Zamorra wandte sich voll seiner Sekretärin zu. »Sie wissen es doch ohnehin, Nicole. Die Schwarze Burg interessiert mich. Ich bin im Buch des Earls auf einige interessante Passagen darüber gestoßen. Ich wollte mir die Schwarze Burg einmal ansehen. Sie haben ja die Korrespondenz mit dem Earl geführt. Sie wissen, wie glü- hend ich sein Buch gelobt hatte.«

»Mit dem Hintergedanken, daß er Sie auf Exmoor Castle bittet, das der Schwarzen Burg benachbart liegt«, erkannte Nicole Duval. »Jetzt blicke ich durch. Sie wollen wieder einmal auf Gespensterjagd gehen.«

»Ich würde Sie sehr bitten, meine Studien nicht mit derartigen Trivialausdrücken zu belegen.« Zamorra schmunzelte. »Obwohl Sie natürlich recht haben.«

»Und wie läßt sich die Jagd an?«

»Es ist schon zum Halali geblasen. Lange wird es nicht mehr dauern.«

»Sie sind tatsächlich wieder auf eine dieser Merkwürdigkeiten gestoßen?«

»Wenn Sie sich so ausdrücken wollen, meinetwegen. Ich bin auf gewisse Merkwürdigkeiten gestoßen, und ich habe allen Anlaß zu glauben, daß sich in dieser Nacht noch mehr Merkwürdigkeiten ereignen werden.«

»Ach nein. Und wo?«

»Hier auf dieser Terrasse. Ich glaube, daß Gladys in dieser Nacht ermordet werden soll.«

»Professor!«

Nicole war blaß geworden.

Zamorra streichelte seine Sekretärin am Arm. »Noch ist ja nichts passiert. Aber ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Augen offenhalten würden und Sie mir sofort Mitteilung machen, wenn Sie auf etwas Außergewöhnliches stoßen.«

»Ich kann es mir zwar immer noch nicht vorstellen, was Sie da sagen, aber ich kenne Sie gut genug, um beurteilen zu können, daß Sie im Augenblick nicht spaßen.«

»Dann sollte ja vorerst alles wieder in Ordnung sein. Haben Sie übrigens das Telegramm aufgegeben, daß ich Ihnen bei unserer Ankunft in Dover übergab?«

»Das an Bill Fleming?«

»Ja.«

»Natürlich. Erwarten Sie ihn?«

Professor Zamorra schaute auf seine Uhr.

»Bill fliegt nach Paris. Ich habe ihn gebeten, in London Station zu machen und hier vorbeizuschauen. Ich hätte einiges mit ihm zu besprechen. Er wurde eingeladen, Gastvorlesungen an der Sorbonne in Paris zu halten. Ich wollte ihm diese erfreuliche Mitteilung persönlich überbringen. Wenn er keinen Anschluß verpaßt, könnte er um Mitternacht hier sein.«

Bill Fleming war Historiker und ein vertrauter Freund Professor Zamorras. Sein glasklarer Verstand, seine Fähigkeit, im richtigen Augenblick auch das Richtige zu tun, hatten Professor Zamorra schon bei manchem seiner Abenteuer sehr geholfen. Nicht umsonst wollte es daher der Professor, daß Bill noch vor Mitternacht auf Exmoor Castle auftauchte. Es ist immer gut, einen Freund zur Seite zu wissen, wenn Gefahr droht.

Und in dieser Nacht drohte Gefahr. Professor Zamorra spürte es mit jeder Nervenfaser.

Als sie in den großen Salon zurückkamen, klopfte der Zeremonienmeister gerade mit seinem Stock auf das Parkett, um einen der letzten Gäste anzukündigen.

»Sir Meredith Gloombstone«, erhob sich seine Stimme nur schwach über das allgemeine Gemurmel, und er trat beiseite.

Merediths einfältiges Gesicht wollte so gar nicht zu seinem Kostüm passen. Er grinste stupide und kurzsichtig in die Runde.

Meredith Gloombstone hatte ein Henkerskostüm an…

***

Zamorra hatte immer noch seinen Arm um Nicoles Schultern gelegt.

Er spürte, wie die junge Frau zusammenzuckte.

Das Raunen im großen Salon war schlagartig verstummt. Nur Meredith Gloombstone schien nicht zu bemerken, daß er Mißfallen erregte. Er grinste einfältig und hob zum Gruß sein Beil aus

Pappmaché. Doch der Dolch in seinem Gürtel war echt.
Zamorra erinnerte sich genau an die Worte Gordon Maxwells, des Fischers: ›Der Griff war seltsam geschwungen, rote und grüne Steine glitzerten darauf. Am Ende des Knaufes war ein großer brauner Stein.‹ Zamorra sah die Rubine, Smaragde und den Granat.
Selbst der Earl schien schlagartig nüchtern geworden zu sein. Er schwankte kein bißchen mehr, als er auf den Herrn von Sword Castle zuging. Sein Lächeln schien gequält.
»Hallo, Meredith«, sagte er zwischen spitzen Zähnen hindurch.
Die übrigen Festgäste nahmen ihre unterbrochenen Gespräche wieder auf. »Sie haben sich ja enorm kostümiert!«
»Nicht wahr?« Meredith Gloombstone grinste glücklich. »Ich habe auch sehr lange nachgedacht. Originell dieses Kostüm.« Sein Gesicht wurde ängstlich. »Oder gibt es die Maske doppelt?«
»Ich kann Sie beruhigen«, meinte der Earl sarkastisch. »Außer Ihnen ist niemand auf diese blendende Idee gekommen. Sie sind der einzige Henker auf Exmoor Castle.«
»Gott sei Dank«, sagte Meredith Gloombstone. »Komme ich etwa zu spät? Die Leute haben mich so komisch angesehen, als ich hereinkam.«
»Sie täuschen sich bestimmt«, meinte der Earl. »Niemand hat Sie komisch angesehen. Und Sie kommen auch nicht zu spät zum Essen.«
»Das trifft sich ausgezeichnet. Ich habe nämlich heute vergessen, mein Abendbrot zu mir zu nehmen. Ich werde in letzter Zeit überhaupt immer verwirrter.«
»Sehen Sie sich ruhig hier um. Die meisten Gäste werden Sie ja kennen.«
»Hm. Ich sehe mich mal um.«
Der Earl ließ seinen letzten Gast stehen. Einem anderen wäre diese Geste oder Unhöflichkeit vielleicht aufgefallen, nicht aber Meredith Gloombstone. Er glotzte aus seinem einen Auge, und sein Blick traf auf Professor Zamorra und seine Begleitung.
Seine Miene hellte auf. »Guten Abend, Herr Professor. Um ein Haar hätte ich Sie nicht erkannt. Sie sind der erste Professor, den ich im Rock sehe.«
Er kicherte albern, als hätte er einen besonders guten Witz gemacht.
»Sie sollten öfter mal nach Schottland fahren«, entgegnete Professor Zamorra knapp. »Sie haben übrigens einen sehr schönen Dolch im Gürtel stecken. Ist der echt?«
»Aber natürlich. Das Kostüm ist auch echt. Es stammt noch aus der Zeit von Ebenezer. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen erzählte, daß er mit Vorliebe Leibeigene pfählen ließ? Nun, bei diesen Gelegenheiten trug er immer dieses Gewand. War sozusagen seine Sportkleidung.« Er kicherte wieder, und es klang wie das Blackern einer Hyäne.

»Bleibt nur zu hoffen, daß Sie Ebenezers Sportgeräte nicht mitgenommen haben«, meinte Professor Zamorra.

Meredith Gloombstone war ein Kretin. Schon bei den vorherigen Gelegenheiten hatte er nicht den wachsten Eindruck gemacht, doch heute schien er seinen Verstand überhaupt nicht zu gebrauchen. Er lachte wie irr und hektisch über die Bemerkung Zamorras.

»Sportgeräte«, lachte er japsend, »köstlich. Sportgeräte. Die Idee könnte genausogut von mir stammen. Nein, wie köstlich. Aber ich kann Sie beruhigen. Der Dolch ist das einzige – hihihi – Sportgerät.«

Er lachte noch, als sich Zamorra und Nicole schon längst wieder von ihm abgewandt hatten.

»Ist er übergeschnappt?« fragte Nicole, nachdem sie sich außer Hörweite befanden. »So aufgekratzt habe ich schon lange niemanden mehr erlebt.«

»Übergeschnappt wäre vielleicht nicht die treffende Bezeichnung«, antwortete Zamorra. »Ich glaube eher, der arme Kerl macht eine Persönlichkeitsspaltung durch. Deshalb reagiert er so – na, sagen wir mal – ungewohnt.«

»Persönlichkeitsspaltung? Wie soll ich nun das wieder verstehen?«

»Meredith Gloombstone ist nicht mehr Herr seiner Sinne. Er wird von einem anderen übernommen. Von einem, der stärker ist als er. Von einem seiner Ahnen. Ebenezer Gloombstone hieß er. Vermutlich hat jener Herr vor zweihundert Jahren Griselda am Tag ihrer Verlobung ermordet!«

Nicole blieb stehen und schaute ihren Chef fest an. »Und das glauben Sie tatsächlich, Professor?« fragte sie ungläubig.

»Sie werden es auch noch glauben, wenn diese Nacht vorbei ist. Aber ich sehe gerade, daß sich die Herrschaften zum Essen sammeln. Es wird ein großes Gedränge am kalten Büfett geben. Achten Sie darauf, daß Sie Gladys nicht aus den Augen verlieren. Ich werde auf den Henker aufpassen.«

Zamorra hatte so ernst und bestimmt gesprochen, daß Nicole ihre Widerrede hinunterschluckte. Sie erkannte, daß Zamorras Sorge um Gladys echt war. Und wenn Professor Zamorra sich sorgte, dann gab es auch einen Grund dazu.

»Gut, Chef«, nickte Nicole mit einem Ernst, den sie sonst nicht an den Tag legte. »Ich werde aufpassen.«

»Sie ist gerade drüben bei Winston. Dort am Anfang der Schlange zum kalten Büfett. Bevor die Verlobung nicht öffentlich verkündet ist, wird wohl nichts geschehen, aber wir müssen vorsichtig sein.«

Zamorras Augen suchten Meredith Gloombstone. Der Professor wechselte noch einen Blick mit Nicole, dann löste er sich von der Wand, an der sie gestanden hatten. Scheinbar gelangweilt reihte er sich in die Schlange der Wartenden ein. Gloombstone, den Henker,

behielt er ständig im Blickfeld.

Meredith merkte nichts davon, daß er beobachtet wurde. Er widmete sich voll und ganz dem, was er sich auf den Teller geladen hatte.

Professor Zamorra wählte Rehrücken und Trüffelpastete, dazu noch ein paar Stückchen Fasan. Er aß nur, um nicht aufzufallen. Er hatte keinen Hunger, und obwohl die Gerichte vorzüglich waren, entwickelte er keinen Appetit. Die innere Spannung ließ dieses Gefühl nicht aufkommen. Das saftige Fleisch schien trocken.

In einer Ecke auf einem Podium begann eine Band zu spielen. Bekannte Evergreens hallten durch den Salon und die anderen Räume.

Einige Paare begannen zu tanzen. Auch Gladys und Winston waren darunter. Sie tanzten auf die offene Terrassentür zu. Im Salon begann es heiß zu werden.

Auch Nicole hatte sich einen Tänzer geschnappt. Es war ein Jüngling mit pickeligem Gesicht und einer viel zu kleinen Nase. Es hätte seines Harlekinkostüms nicht bedurft, um zu zeigen, wes Geistes Kind er war. Er war irgendein zur Sattheit erzogener Adeliger, der ansonsten die Melone nur beim Schlafengehen vom Kopf zog.

Nicole tanzte mit ihm in die Nähe des Terrassenausgangs. Offensichtlich konnte sie von dort aus das junge Paar beobachten, denn sie machte keine Anstalten, ebenfalls den Raum zu verlassen.

Wenig später kamen Gladys und Winston zurück. Sein Gesicht war leicht gerötet, und das lag nicht nur an der Hitze.

Meredith Gloombstone hatte sein Mahl beendet. Doch es schien ihm nicht gut bekommen zu sein, denn er lehnte bleich an einer der Säulen, die die Decke der Halle stützten. Aber bald richtete er sich wieder auf und machte einige unsichere Schritte auf einige andere Gäste zu.

Zamorra ließ ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen. So wurde er Zeuge, wie sich Meredith Gloombstone immer seltsamer benahm.

Leute, mit denen er sprach, machten indignierte Gesichter und zeigten ablehnende Mienen. Zamorra konnte nicht jedes Wort verstehen, das Meredith zu ihnen sprach, doch seine Gesprächspartner schienen den Eindruck zu haben, er wäre sinnlos betrunken.

Doch Meredith Gloombstone hatte, abgesehen von einem Glas Portwein, nichts Alkoholisches zu sich genommen. Selbst wenn man noch in Erwägung zog, daß er vor dem Aufbruch nach Exmoor Castle noch ein oder auch zwei Glas Pfefferminzlikör zu sich genommen hatte, so rechtfertigte diese Menge an Alkohol noch nicht seinen Zustand.

Der Herr der Schwarzen Burg taumelte zwischen den Reihen der Gäste hindurch. Als Ernest Earl of Blakeborne das Verlöbnis zwischen seiner Tochter und dem Leutnant zur See Winston Bannet verkündete und Sir Francis anschließend der versammelten Mannschaft mit einem

Glas ›Rum‹ zuprostete, hing Meredith Gloombstone bleich am Treppengeländer und stierte auf die wertvollen indischen Teppiche. Lange hielt er das nicht mehr durch. Mitternacht näherte sich…

***

Meredith Gloombstone wischte sich über die schweißnasse Stirn.

Was war nur mit ihm los an diesem Abend? Er hatte die Tabletten, die sein Hausarzt ihm immer verordnet hatte, brav geschluckt. Doch diesmal wirkten sie nicht. Der Herr der Schwarzen Burg torkelte durch die in Gruppen herumstehenden Gäste und drückte sich an den tanzenden Paaren vorbei. Er brauchte Luft.

Viel frische Luft. Vielleicht würde ihm draußen besser werden. Es mußte ihm einfach besser werden. Lange hielt er das nicht mehr aus.

Es war zum Aus-der-Haut-Fahren. Er erinnerte sich dunkel, daß er ähnliche Situationen schon früher durchlebt hatte, doch die Erinnerung daran war blaß, viel zu blaß, als daß sein zermartertes Gehirn die Vorgänge in ihrer vollen Tragweite erkennen hätte können.

Meredith Gloombstone wehrte sich verbissen gegen die Macht, die inmitten all dieser Leute von ihm Besitz zu ergreifen begann, aber Gloombstone war schwach. Viel zu schwach für den machtvollen Geist seines Urahns Ebenezer. Immer kleiner wurde die Insel, auf die sich sein Ich verängstigt gerettet hatte, immer näher kamen die Wogen, die ihn in den Schlund der Bewußtlosigkeit reißen wollten.

Meredith wollte einen klaren Gedanken fassen. Die Luft im Salon schien ihm zum Schneiden dick.

Die Terrasse war besetzt, und der Herr der Schwarzen Burg lenkte seine Schritte automatisch in den Innenhof hinaus und hinüber zu den Trauerweiden, die ihm feucht ins Gesicht schlugen, ihn ein kurzes Stück in die Gegenwart zurückbrachten.

Die Nachtluft floß kühl in seine brennenden Lungen. Die Gedanken beruhigten sich.

Doch waren es wirklich die Gedanken von Meredith Gloombstone, die in seinem Gehirn kreisten?

Meredith wurde ruhiger, doch war es nicht er selbst, der ruhiger wurde.

Der pausbäckige harmlose Mann entging seinem Schicksal nicht.

Fremde Gedanken spülten die seinen weg wie die Brandung das Treibholz. Glitzernde Kaskaden von Gedankenfetzen wirbelten auf und zerstoben in einem Wind, den ein Magier aus einem fernen Jahrhundert entfacht hatte.

Ebenezer Gloombstone starrte noch ein paar Sekunden auf seine Hände hinab, die sich verändert hatten, schwarz und langgliedrig geworden waren. Er krümmte seine Finger zu Krallen, die das Töten gewöhnt waren.

Dann schaute der hagere Mann hinauf zu der runden Mondscheibe, seinem Freund und Weggefährten der Nacht. Er würde Zeuge sein, wenn der Magier Ebenezer Gloombstone sein größtes Experiment wagte. Wenn er eine Tote zu neuem Leben erweckte.

Energisch reckte Ebenezer Gloombstone sein kantiges Kinn der Mondscheibe entgegen. Einen langen Augenblick lang war er der einsame menschliche Wolf, der aus der Ewigkeit zurückgefunden hatte. Auf seinem kurzen Weg über die Erde würde er Mord und Tod zurücklassen.

Das Beil aus Pappe in seiner Hand war unnütz und für sein Vorhaben nicht zu gebrauchen. Achtlos warf er es in ein Gebüsch.

Dann strafften sich seine Schultern, er reckte seinen Kopf hoch und schlug den Weg durch den Torbogen auf die Brücke ein, Deckung hinter geparkten Autos suchend.

Er wandte sich oft um, doch er konnte mit seinem einen Auge nichts sehen. Trotzdem spürte er, daß er verfolgt wurde. Ebenezer Gloombstone war mit mehr als nur fünf Sinnen ausgestattet.

Er beschleunigte sein Tempo. Schattengleich huschte er auf den Ausgang zu, ohne gesehen zu werden. Er hatte es plötzlich sehr eilig. Die Brücke nahm er im Laufschritt. Dann verschluckte ihn die Dunkelheit der Bäume am Wegesrand.

Ins Unterholz geduckt, wartete er ab, bis sich die Konturen eines Mannes in der Toreinfahrt abzeichneten. Der Mann trug einen Schottenrock.

Ein böses Lächeln spielte um die Mundwinkel des Magiers. Er kannte Zamorra. Doch der Professor würde gegen ihn keine Chance haben. Diesmal hatte er die Überraschung auf seiner Seite.

Er beobachtete, wie der Mann zunächst zögernd auf der Brücke stehenblieb und wie er sich wenig später doch entschloß, vorsichtig weiterzugehen. Er mußte an Ebenezer Gloombstone vorbeikommen.

Der Magier saß zum Sprung geduckt. Alle Sehnen und Muskeln seines Körpers waren auf diese Höchstleistung vorbereitet.

Noch drei Meter.

Zamorra war wieder stehengeblieben.

Erneut schaute er sich zur Hofeinfahrt um.

Das war der Augenblick!

Ebenezer Gloombstone schnellte aus seinem Versteck wie der Pfeil von der straff gespannten Sehne. Seine Hände krallten sich um den Hals des Opfers.

Zamorra vermochte es nicht, den Angriff abzuwehren. Zu schnell war der Magier aus dem Unterholz geschossen. Die krallenartigen Hände mit den langen gelblichen Nägeln schlossen sich um warmes zuckendes Fleisch, drückten erbarmungslos zu.

Zamorra stöhnte auf, doch der Magier drückte gnadenlos weiter zu,

schnürte die Kehle mit seinen grausam mordenden Händen ab.

Zamorra war ein Kämpfertyp, doch den übernatürlichen Kräften dieses Mannes hatte er nichts entgegenzusetzen. Außerdem war er überrascht worden, war auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet gewesen, und auch jetzt schaffte er es nicht, den Gegner abzuwehren, obwohl Zamorra so einige Tricks draufhatte. Sie alle nutzten ihm nichts.

Der Professor zuckte hilflos und unkontrolliert mit den Beinen.

Dann waren auch diese letzten Bewegungen vorbei.

Beim Zusammenprall waren beide Männer zu Boden gestürzt.

Ebenezer Gloombstone wollte dem verhaßten Gegner endgültig den Garaus machen. Er kniete auf seinem bewußtlosen Opfer. Eine Hand fuhr zum Dolch im Gürtel. Sehnige Finger verkrampften sich um den mit Edelsteinen besetzten Knauf. Die Hand zuckte hoch, bereit zum tödlichen Stoß.

Doch plötzlich…

Der Magier lauschte in sich hinein.

Griselda kam…

***

Nicole nahm ihre Aufgabe sehr ernst. Sie ließ Gladys keine Sekunde aus den Augen. Einmal gelang es ihr sogar, die Verlobten in ein längeres Gespräch zu verwickeln. Sie schilderte packend die Vorzüge und Annehmlichkeiten einer Reise durch Frankreich und hatte das Paar schon halb überredet, seine Flitterwochen beim ›Erzfeind‹ zu verbringen.

Die Unterhaltung hätte noch länger andauern können, wenn nicht die offizielle Verkündung des Verlöbnisses dazwischengekommen wäre. Anschließend mußte das Paar eine fast endlose Gratulationscour über sich ergehen lassen. Keiner wollte es versäumen, Gladys und Winston die Hand zu schütteln. Bei den Müttern flossen reichlich die Tränen.

Doch schließlich war auch diese Prozedur vorbei, die Nicole stark an die Kondolenzen nach einem Begräbnis erinnerte. Müde und abgespannt zog sich das Paar in ein angrenzendes kleineres Zimmer zurück. Es wäre zu unhöflich gewesen, ihm jetzt zu folgen.

Nicole saß auf Nesseln, bis das Paar schließlich wieder auftauchte.

Doch wie hatte Gladys sich in dieser kurzen Zeit verändert! Einige Strähnen ihrer Frisur hatten sich gelöst und hingen am blassen schmalen Gesicht herab. An Winston konnte ihre plötzliche Wandlung nicht gelegen haben, denn er schaute sehr besorgt auf das Mädchen und stützte es ritterlich am Arm, als könne es aus eigener Kraft nicht mehr gehen.

Kurz entschlossen trat Nicole näher.

»Was ist mit Ihnen, Gladys?« fragte sie. »Ist Ihnen nicht gut?«

Das Mädchen erkannte Nicole offenbar im ersten Augenblick nicht. Ihr Blick mußte erst aus weiten Fernen zurückkommen.

»Ach Sie, Nicole. Nein. Mir fehlt nichts. Aber vielleicht war es doch ein wenig viel heute. Ich fühle mich ganz zerschlagen. Schon während des Gratulierens fürchtete ich, jeden Augenblick aus den Schuhen zu kippen. Aber es wird schon wieder besser. Das einzige, was ich brauche, ist etwas frische Luft.«

In diesem Moment rief der Earl zum Mitternachtstoast. Von der Terrasse strömten Leute herein, die draußen geplaudert hatten.

»Soll ich Sie begleiten?« fragte Nicole, noch bevor Winston Bannet dieselbe Frage stellen konnte.

»Nein, das ist wirklich nicht nötig«, sagte Gladys überraschend überhastet, als hätte sie Angst vor einer Begleitung. »Ich möchte lieber allein sein. Wärst du so freundlich, Winston, und kümmerst du dich inzwischen um Mademoiselle Nicole?«

»Aber natürlich, Liebes. Komm bald zurück.«

Nicole wollte etwas einwenden, doch Winston Bannet zog sie mit sanfter Gewalt in die Menschenmenge hinein, die sich um Ernest Earl of Blakeborne versammelt hatte. »Gladys' Gesundheit ist sehr robust«, erklärte er. »Sie werden sehen, nach fünf Minuten ist sie wieder hier. Frisch wie ein Fisch im Wasser.«

Nicole wandte sich noch einmal um.

Aber Gladys war schon verschwunden.

Das Mädchen war auf die plötzlich leer gewordene Terrasse hinausgetreten. Wasser schwappte gegen die Treppen. Ihre Hände waren feucht geworden. Etwas zog sie hin zu dieser Treppe. Sie widerstand diesem plötzlichen Verlangen nur mühsam und lehnte sich flach atmend gegen das Geländer.

Rief nicht jemand nach ihr?

Rief nicht jemand nach Griselda?

Das Medaillon um ihren Hals schien plötzlich wie Feuer zu brennen.

***

Bill Flemings Maschine war zwar pünktlich gelandet, doch die Abfertigung hatte unmäßig viel Zeit beansprucht. So konnte sich Bill erst eine knappe halbe Stunde später als geplant einen Leihwagen besorgen. Seine Laune wurde auch dadurch noch verdorben, weil er einen Morris nehmen mußte. Es war der einzige Wagen, der im Augenblick greifbar war, und Bill Fleming mochte kleine Autos nicht.

Er bekam Platzangst in ihnen.

Mißmutig steuerte er das Gefährt aus London hinaus auf die 303 zu, die direkt nach Exeter führte. Die Straße war gut ausgebaut, und die hohe Reisegeschwindigkeit, die er mit dem kleinen Morris trotz des starken Verkehrs erzielen konnte, versöhnte ihn etwas mit der

Winzigkeit dieses Gefährts. Er brauchte für die knapp dreihundert Kilometer nur gute drei Stunden. Und von da ab nach Barnstaple war es auch nicht mehr weit.

An einem Imbißladen neben der Straße versorgte er sich mit Kaffee und altbackenen Sandwiches, bevor er das Auto in jene Straßen lenkte, die sich wie tiefe Schluchten durch die schwarzen Wälder von Exmoor Forest zogen.

Er mußte dreimal fragen, bis er die richtige Abzweigung zum Schloß des Earl of Blakeborne gefunden hatte. Im Dorf verfranste er sich nochmals, weil der Weg zum Schloß nicht beschildert war. Seine zwischenzeitlich bessere Laune hatte sich dadurch wieder aufgelöst. Dazu kam noch dieser miserable Weg, der der Federung des Kleinwagens das Letzte abverlangt. Manchmal schienen die Stoßdämpfer aus den Kotflügeln brechen zu wollen.

Es war eine Schnapsidee von Zamorra, ihn hierher zu bestellen.

Wenn sein Telegramm nicht gar so geheimnisvoll und gleichzeitig vielversprechend gewesen wäre, hätte Bill seinen Flug nach Paris nicht unterbrochen. Ja, er hätte ihn sogar erst zwei Tage später angetreten, denn er mußte erst am Montag in der französischen Hauptstadt sein. Heute war Samstag. Oder schon Sonntag?

Bill Fleming versuchte seine Uhr abzulesen, doch die Beleuchtung im Inneren des Autos ließ das nicht zu. Jedenfalls mußte es gegen Mitternacht sein.

Der Freund von Professor Zamorra fuhr viel zu schnell für die schlechte Straße. Das Wägelchen ächzte und stöhnte und vollführte groteske Sprünge über die Schlaglöcher.

Das Licht der Scheinwerfer stach in die Dunkelheit der von hohen Fichten und Kiefern gesäumten Straße, auf deren Grund der Schein des vollen Mondes nicht mehr drang.

Zum Schloß konnte es nicht mehr weit sein. Allenfalls noch eine halbe Meile, wenn die Karte stimmte, die er vor Anbruch der Fahrt studiert hatte.

Dann rückte braungelbes Gemäuer ins Licht der Scheinwerfer, ein runder Torbogen und eine schmale, mit einem Holzgeländer bewehrte Brücke.

Zuerst hatte Bill Fleming den schwarzen Fleck davor für ein letztes tiefes Schlagloch gehalten, bis die vorherige Schwärze schließlich farbig wurde. Der Fleck stellte auch keine Vertiefung dar, sondern erhob sich über die sandige Straße. Und der Fleck war kariert. Rotgelb, wie Bill Fleming registrierte.

Zum Ausweichen blieb kein Platz. Hätte Bill einen größeren Wagen gefahren, wäre er mit tödlicher Sicherheit über das farbige Bündel gerollt. So aber konnte er seinen Morris knapp vorbeisteuern.

Trotz des Taus auf dem Weg wirbelte neben den Bremsspuren Staub

hoch und verteilte sich nebelig auf die Blätter einiger Erlen und Ulmen. Rund um das Schloß wuchs kein Nadelwald.

Bill quälte sich, so schnell er konnte, aus dem Auto. Er war nicht ganz sicher, daß er das Bündel nicht doch noch mit den Rädern gestreift hatte.

Der Morris war knapp vor dem Anfang der Brücke ausgerollt. Bill mußte nur vier oder fünf Meter zurücklaufen. Nur die Rückstrahler tauchten die Szene in wenig rotes Licht. Dann hatte Bill das Bündel erreicht.

Das Rot-Gelb-Karierte gehörte zu einem Rock. Soviel sah er. Doch für eine Frau war die Gestalt viel zu groß und massig, die Waden zu muskulös. Dann sah Bill auch den Kilt. Jetzt wußte er Bescheid.

Er drehte den Mann, der mit dem Gesicht zur Erde gelegen war, auf den Rücken.

»Zamorra!« entfuhr es ihm.

Der Professor lag dort wie tot. Doch Bill hatte gelernt zu handeln.

Er lockerte das enge Halstuch und knöpfte die Hemdbrust auf. Seine Finger glitten tastend zum Handgelenk Zamorras.

Der Puls schlug noch. Bill atmete auf.

Er schaute sich um. Doch außer ihm war niemand in der Nähe.

Vom Schloß klang verweht ein Tusch herüber.

Bill tätschelte dem Freund die Wangen. Das Halstuch verrutschte dabei. Bill sah die Würgemale. Aber Zamorra lebte.

Der Historiker aus New York griff Zamorra unter die Arme, um ihn hochzuheben, zum Auto zu schleppen.

Dabei erwachte Zamorra. Er öffnete die Augen. Ungläubig schaute er seinen Freund an.

»Bill?«

»Gott sei Dank. Du siehst diesmal keine Gespenster. Ich bin es wirklich. Wer ist dir denn diesmal an die Kehle gefahren?«

Als wären die Worte das Stichwort gewesen, fuhr Zamorra hoch.

»Gladys!« schrie er verhalten auf. »Gladys! Sie ist in höchster Lebensgefahr!«

Bill Fleming verstand zwar keinen Ton, doch er wußte, daß der Freund sich nicht ohne Grund aufregte. War er auch gerade erst aus tiefer Bewußtlosigkeit erwacht, so waren seine Augen doch wieder ganz klar und Zamorra bei vollem Verstand. Er wollte handeln. Er mußte handeln. Und das sehr schnell.

Vielleicht war alles schon zu spät.

»Ich kann dir jetzt nichts erklären, Bill«, erstickte Zamorra jede Frage im Keim. »Hast du irgend etwas Auffälliges gesehen, als du hierherfuhrst?«

Bill Fleming schüttelte verdattert den Kopf. Er hatte keine Erklärung für die plötzliche Aktivität seines Freundes. »Auf der Straße war

nichts«, sagte Bill.
»Gut«, gab Zamorra knapp zurück und ließ den Freund stehen. Er wußte nicht, wie lange er bewußtlos gewesen war. Er mußte vorwärts.
Zamorra brach durch das Unterholz und arbeitete sich durch das Schilf am flachen Ufer. Die Angst um Gladys schien ihm Flügel verliehen zu haben. Und wenn Nicole sich an seine Anweisungen gehalten und das Mädchen nicht aus den Augen gelassen hatte, dann drohte auch ihr tödliche Gefahr.
Schnell hatte Zamorra die Ostseite des Schlosses mit der Einfahrt hinter sich gelassen. Er stürzte auf die Südseite zu.
An jene Stelle, an der die Terrasse lag.
Sie war hell erleuchtet. Die Lampions verbreiteten einen traulichen Schein. In ihrem bunten Licht sah Zamorra auch Gladys, deren langes schwarzes Haar leise im Nachtwind flatterte wie eine nasse Fahne.
Und noch etwas sah Zamorra.
Den Kopf eines Menschen, der sich durch die Spiegelungen der Lampions im Wasser auf die Treppe zubewegte.
Ebenezer Gloombstone, der Magier!
Ohne zu überlegen, hechtete Zamorra ins Wasser. Dank seines Schottenrocks konnte er sich relativ ungehindert bewegen. Wild kraulte er durch das brackige Wasser. Die glitschigen Stiele der Seerosen griffen nach seinen Beinen, behinderten ihn beim Schwimmen, doch Zamorra entwickelte in diesem Moment ungeheure Kräfte.
Er pflügte durch das Wasser wie ein starker Motor. Nichts konnte ihn hindern und halten. Er durfte nicht zu spät kommen.
Der Magier hatte die Treppe erreicht. Gladys stand oben auf der Terrasse.
Wie ein Opferlamm.
Mit leeren Augen starrte sie Ebenezer Gloombstone entgegen.
»Gladys!« schrie Zamorra. »Weg! Schnell weg!«
Doch das Mädchen rührte sich nicht. Es stand nur da in seinem gelben Kleid.
Zamorra fühlte Boden unter seinen Füßen. Schlingen von Wasserpflanzen, die sich um seine Beine geschlungen hatten, behinderten ihn, als er die Treppe hinaufkroch.
Der Magier hatte Gladys erreicht: Seine Hand mit dem Dolch hob sich scharf gegen die erleuchteten Fenster ab. Zamorra glaubte das triumphierende Lächeln im Gesicht des Magiers zu sehen.
Das Gesicht des Mädchens war zu einer Maske erstarrt.
Zu einer Totenmaske.
Verzweifelt stolperte Zamorra die Stufen hinauf. Er mußte den Mord verhindern.
Ebenezer Gloombstone schien sich sicher zu wähnen, denn er wandte

sich langsam von dem Mädchen ab.

Zamorra hatte die Terrasse erreicht. Er wollte nicht noch einmal seine körperlichen Kräfte mit denen des fleischgewordenen Dämons messen. Er würde auch diesmal unterliegen.

Seine Hand tastete nach dem silbernen Amulett um seinen Hals und…

Seine Finger griffen ins Leere.

Das Amulett war verschwunden!

Und Ebenezer Gloombstone näherte sich ihm, den Dolch mit den Rubinen und Smaragden in der Faust. Klar und mordbereit glitzerte sein eines Auge…

***

Auch die andere Hand Zamorras fuhr hoch. Die Finger suchten fieberhaft nach der Kette und dem Amulett.

Nichts! Absolut nichts!

Zamorra mußte es verloren haben, als der Magier ihn angefallen hatte.

Schrecken fuhr in ihm hoch. Er hatte keine Chance gegen die satanischen Kräfte Ebenezer Gloombstones.

Und der kam immer näher. Der Dolch schien in seiner Faust zu wachsen.

Verzweifelt wagte Zamorra einen Ausfallschritt, doch die Klinge folgte jeder seiner Bewegungen.

Der Magier erkannte seine Aktionen schon im voraus. Ein sarkastische Lächeln trat auf seine Lippen.

»Nun, Zamorra?« Der Magier lachte ein häßliches Lachen, das nur im Gehirn Zamorras hallte. »Ich werde dich zermalmen, Zamorra. Zu oft schon hast du meine Pläne durchkreuzt. Dein Weg endet hier. Ich brauche den Dolch nicht. Du bist Wachs in meinen Händen…«

Er steckte den Dolch zurück in die Scheide des Henkersgewandes.

Wie die Klauen eines Geiers öffnete er dann die Hände. Und diese Hände fuhren auf Zamorra zu.

Zamorra wich zurück. Hinter ihm platschte etwas ins Wasser. Nur einen winzigen Augenblick ließ sich Zamorra von diesem Geräusch ablenken.

Ein mörderischer Schlag traf ihn.

Zamorra wurde von der Wucht des Hiebes hochgehoben, verlor den Boden unter den Füßen und fiel zurück in das lauwarme brackige Wasser.

Ebenezer Gloombstone folgte ihm, packte Zamorras rechten Fuß und riß ihn hoch.

Zamorras Kopf wurde unter Wasser gedrückt. Die Sinne drohten ihm zu schwinden.

Der Magier hielt seinen Fuß fest und tauchte derart Zamorras Körper in den Schloßgraben. Ebenezer Gloombstone lachte seine Freude am Töten hinaus in die Nacht.

Dann ließ er Zamorras Fuß los, wollte seinem Widersacher jetzt wieder an die Kehle gehen.

Zamorra drehte sich herum, schnappte gierig nach Luft. Er kam nicht hoch. Seine Hände platschten ziellos im Wasser umher.

Da hörte er eine Stimme, doch es war nicht die des Unholds.

Es war die Stimme von Bill Fleming, der plötzlich klitschnaß neben Zamorra auftauchte.

»Hier, schnell!« rief er, noch atemlos vom Schwimmen. »Das Amulett! Ich habe es gefunden! Ich dachte, du brauchst es!«

Zamorra hatte keine Zeit, sich zu bedanken. Er riß die Kette aus Bills Hand, hielt das Amulett hoch, damit der Magier es sehen konnte.

Ebenezer Gloombstone stoppte. Seine Arme blieben in der Luft hängen.

Mit einem gequälten Stöhnen, das aus der Tiefe der Ewigkeit zu kommen schien, wandte sich der Magier schlagartig ab.

Sein brutales Gesicht war zu einer haßverzerrten Maske geworden. Jetzt mußte er seinen Plan durchführen. Er spürte bereits die Wirkung des Amuletts von Leonardo de Montagne.

Seine Hand flog zum Dolch.

Gladys hatte sich die ganze Zeit über nicht bewegt. Sie stand starr wie eine Statue.

Die Hand mit dem Dolch zuckte hoch.

Zamorra wußte nicht mehr, wie er den Mord verhindern sollte. Er hatte kaum noch die Kraft, aufrecht zu stehen.

Das Messer!

Ebenezer Gloombstone holte aus zum tödlichen Stoß.

Instinktiv handelte Zamorra. Er ließ das Amulett an der Kette zweimal kreisen.

Dann ließ er die Kette los.

Sie verfing sich wie die Schlinge eines Lassos am dolchbewehrten Arm des Magiers.

Ebenezer Gloombstone brüllte auf, als würde er auf der Folter liegen. Der Dolch entfiel seiner Hand. Vergeblich suchte der Magier das Amulett abzuschütteln. Keuchend fiel er zusammen, wälzte sich in Höllenschmerzen auf dem Boden.

Gladys war nun an das Geländer der Terrassenbegrenzung zurückgewichen. Sie sah den roten Schaum vor dem Mund des Magiers. Seine Schreie wurden immer leiser, klangen bald wie die letzten klagenden Pfiffe eines verendenden Vogels.

Dann bewegte sich Ebenezer Gloombstone nicht mehr. Als dunkles lebloses Bündel lag er da.

Zamorra trat schwer atmend auf ihn zu. Mit den Zehenspitzen drehte er den Körper auf den Rücken. Er und der näher tretende Bill wurden Zeuge, wie sich das Gesicht des Magiers veränderte.

Das kantige Kinn wurde zusehends weicher und runder. Der grausame Zug um die Mundwinkel löste sich auf, die Wangen füllten sich mit Fleisch. Die gelbe Haut wurde immer rosiger.

Am Schluß war ein friedlich schlummernder Meredith Gloombstone übriggeblieben.

Zamorra nahm dem Ohnmächtigen das Amulett vom Arm und steckte es in die Tasche seines Oberhemdes. Ein gnädiges Schicksal hatte Meredith Gloombstone überleben lassen.

Jetzt erst begann der Bann von Gladys zu weichen. Bevor Zamorra es verhindern konnte, stieß sie einen spitzen Schrei aus.

»Er wollte mich töten!«

»Nein«, redete Zamorra beruhigend auf das Mädchen ein. »Sehen Sie sich den Mann genau an. Hier liegt Meredith Gloombstone, und Sie wissen so gut wie ich, daß er keiner Fliege etwas zuleide tun könnte.«

»Meredith war das?«

»Der Abend war zuviel für Sie«, meinte Zamorra und legte seine Arme um die Schultern des Mädchens. »Sie waren zu erregt. Vielleicht sind Sie einer Täuschung unterlegen. Meredith ist es nur ein wenig übel geworden, und er ist zusammengebrochen. Sie sollten jetzt wieder in die Halle zurückgehen. Sicher wartet man schon auf Sie.«

Tatsächlich kam in diesem Augenblick Winston Bannet, gefolgt von Nicole, aus der Terrassentür.

»Ist dir jetzt wieder besser, Liebling?« fragte er besorgt. Mißtrauisch blickte er auf den immer noch ohnmächtigen Mann im durchnäßten Henkerskostüm.

»Alles in Ordnung«, antwortete der Professor an ihrer Stelle.

»Gloombstone ist es übel geworden, und er ist zusammengebrochen. Er kommt sicher bald wieder auf die Beine. Es war wirklich nichts, was Sie beunruhigen müßte.«

Bill Fleming schaute zweifelnd in die Runde. Er konnte sich noch keinen Reim auf das Gesagte machen, aber er widersprach dem Freund auch nicht. Zamorra würde später schon noch erklären, warum er einen Zweikampf auf Leben und Tod zum nichtswürdigen Zwischenfall herunterspielte und warum er jenen Mann, der ihm beinahe das Leben genommen hatte, schonte.

Gladys of Blakeborne fuhr sich über die Augen, als wolle sie einen bösen Traum verscheuchen. Der Selbstbetrug gelang. Der erlittene Schock erleichterte es ihr, das Gewesene zu vergessen oder zumindest als Trugbild abzutun. Außerdem ging es ihr wirklich wieder besser.

Sie ließ sich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, von Winston in den großen Salon zurückführen, aus dem fröhliche Stimmen klangen.

»Und was machen wir mit ihm?« fragte Bill. Dann sah er Nicole.
»O Mädchen! Endlich sehe ich Sie mal wieder. Wissen Sie, daß alle Tage nackt sind, an denen ich Sie nicht einmal angezogen bewundern kann?«
»Ich sehe, der Aufenthalt in den Staaten hat an Ihrer Galanterie nichts ändern können. Herzlich willkommen. Aber Bill! Wie sehen Sie denn aus! Sie sind ja klatschnaß! Und Sie auch, Chef!«
»Meredith auch«, murmelte Zamorra. »Bill und ich haben vor lauter Wiedersehensfreude ein kleines Bad genommen. Stimmt's, Bill?«
Zamorra drückte dem Freund den Ellenbogen in die Rippen. Bill nickte beflissen. »Und dann hat sich Meredith freundlicherweise zu uns gesellt. Vielleicht glaubte er, er müßte uns retten. Jedenfalls ist er uns nachgesprungen. Dabei hat er sich wohl ein wenig übernommen. Aber ich sehe gerade, daß er wieder aufwacht.«
Meredith Gloombstone bewegte sich tatsächlich. Er kam auf die Knie und schüttelte den Kopf wie ein Pudel, der in einen Fluß geworfen wurde.
»Heiliger Birnbaum«, sagte er, »hat es geregnet?«
»Wie fühlen Sie sich, Sir?« fragte Professor Zamorra und half dem Mann vollends auf die Beine.
»Ich weiß noch nicht recht. Alles ist plötzlich so anders. Ich kann es kaum erklären. Bin ich ohnmächtig geworden?«
»Ein wenig. Sie werden sich gleich wieder prächtig fühlen.«
»Was sagen Sie da! Ich glaube, ich habe mich noch nie so prächtig gefühlt wie jetzt. Wenn ich nur wüßte…«
Meredith Gloombstone hatte sich verändert. Sowohl Nicole als auch dem Professor fiel sein Verhalten sofort auf. Zwar hatte er immer noch seine Pausbäckchen, doch sie wirkten jetzt nicht mehr infantil an ihm. Seine ganze Haltung schien gestraffter, männlicher. Es war, als wäre eine riesige Last von seinen Schultern genommen worden. Der Geist einer fremden Existenz hatte ihn verlassen…
»Kommen Sie, Sir«, sagte Zamorra. »Sie sind naß. Sie sollten sich umziehen. Sie könnten sich erkälten.«
»Pah«, antwortete Meredith geringschätzig, »ein Gloombstone erkältet sich nicht.« Er schaute an sich herunter. »Es geschieht mir ganz recht, daß ich jetzt friere. Wie konnte ich nur auf die blödsinnige Idee kommen, in einem derart idiotischen Kostüm hier zu erscheinen. Ich werde mich entschuldigen müssen. Mir kommt überhaupt manches noch sehr seltsam vor. Ich muß Ordnung in meine Gedanken bringen.«
»Bei einem Golfspiel?«
In Zamorras Gesicht war ein lauernder Ausdruck getreten.
»Golf?« Meredith Gloombstone lauschte in sich hinein, als läge dort die Antwort. »Golf!« spuckte er dann aus. »Ich weiß noch, daß ich immer gern Golf gespielt habe. Aber ich bin doch noch kein Greis.

Überhaupt werde ich einige Dinge in meinem Leben ändern. Ich will endlich leben, richtig leben!«

»Und wie steht es mit Pfefferminzlikör?« fragte Zamorra im gleichen Tonfall wie vorhin. »Sollen wir beide uns nicht gleich jeder ein Gläschen davon genehmigen?«

»Pfefferminzlikör?« grummelte Meredith Gloombstone. »Hab' ich bisher immer gern getrunken, aber… Ach, wissen Sie was, Professörchen? Wir beide genehmigen uns gleich einen echten schottischen Whiskey, ja?«

Er schlug Zamorra auf die Schulter, daß es nur so krachte.

In diesem Moment kam Lord Francis Bannet im Stechschritt auf die Terrasse, und er schwankte wie ein Schiffsmast im Hurrikan.

»Hey, Sailors!« rief er und stakste auf Bill Fleming zu. »Aha! Ein neuer Mann. Sie können sofort anheuern. Aber jetzt alles raus aus dieser Schaluppe und rauf aufs Deck. Wir feiern ein Bordfest. Es gibt Rum in Hülle und Fülle.«

Er hakte sich bei Bill unter und zerrte ihn mit sich auf die lichtdurchflossene Terrassentür zu…

ENDE